

Henriette von Motesiczky: »Erinnerungen«

Mitgeteilt und kommentiert von Julian Werlitz

Zur Einführung

Die Verbindungen Hugo von Hofmannsthals zu der Familie von Lieben sind schon dort wirksam, wo sie nur in der engen Verflechtung mit den Familien Auspitz, Gomperz und Wertheimstein und der Verzweigung im gesellschaftlichen Leben Wiens liegen: Josefine von Wertheimstein war eine Schwester Sophie Todescos, deren Tochter Anna 1871 Leopold Lieben heiratete. Der erfolgreiche Bankier und spätere Präsident der Wiener Börsenkammer gilt als gebildet und künstlerisch veranlagt. Neben eigenen Versuchen in der Malerei sammelt er Gemälde; das Palais der Familie wird über die Jahre ein »Sammelpunkt von Gelehrten und Künstlern«.¹ Seine Brüder Adolf und Richard Lieben machen sich in der Wissenschaft einen Namen, Schwester Helene heiratet Rudolf Auspitz, Ida, die jüngere, Franz Brentano.

Aus der Ehe Leopold Liebens mit Anna gehen fünf Kinder hervor: Ilse, Valerie, Ernst, Robert und Henriette. 1894 freundet sich der junge Hofmannsthal mit dem Erfinder Robert von Lieben an. Aus dem Briefwechsel der beiden weiß man, dass es auch eine Beziehung zur jüngsten Lieben-Tochter Henriette gab, doch deren nähere Umstände werden aus der Korrespondenz nicht ganz klar, nur dass zwischen der 14-jährigen Henriette und dem 22-jährigen Hofmannsthal wohl – für die Familie problematische – Briefe gewechselt wurden. Im April 1896 schreibt Hofmannsthal an Robert von Lieben über dessen Schwester:

Ich glaube, ich brauche nicht zu sagen, dass sich ja in meinem Verhältnis zu Henriette nicht das geringste verändert hat. Nur will ich absolut vermeiden,

¹ Friederike Hillbrand, Leopold von Lieben. In: Österreichisches Biographisches Lexikon. Bd. 5. Wien 1972, S. 192.

dass sie zu den Menschen in ihrer nächsten Umgebung in ein Verhältnis von Lügen und gegenseitigem Misstrauen kommt.²

In seiner Antwort berichtet Robert:

Sie schrieben mir, ich sollte Ihnen etwas über Henriette und mich mittheilen. Da gibt es denn noch so manches zu erzählen. Henriette hat, von Fräulein und Yella falsch behandelt und gedrückt, sich schon vor etwa 1 Monat den Anlauf genommen und dem Papa die ganze Geschichte gesagt und ihm auch die Briefe übergeben, die das Fräulein ihr versiegelt hatte, damit sie ja nicht mehr, der verbotenen Frucht sich freuen könne.³

Es wird wohl etwas wie eine Liebeserklärung gewesen sein, die die kleine Henriette dem älteren Hofmannsthal gemacht hat, jedenfalls ist von einem Vers die Rede, der diesen »verwundert und verstört hat«.⁴ Dass es Henriette mit dieser Schwärmerei gar nicht so unernst war, zeigt sich wenige Jahre später. Wohl nachdem sie von der Verlobung Hofmannsthals erfahren hat, reitet sie zu dessen zukünftiger Schwiegerfamilie, den Schlesingers, um ihn zu sprechen. In einem Brief des Bruders an Hofmannsthal daraufhin heißt es:

Von Ihrem Erlebnis mit Henriette wusste ich, bevor Sie mirs schrieben. Henriette hatte mir es nämlich in einem Briefe gebeichtet, dass sie Sie wieder einmal sprechen wollte und deshalb in der Früh zu Schlesingers geritten ist. [...] Sie haben gewiss an dem allen durchaus keine Schuld und ich hoffe nur, dass die Geschichte bei Henriette nun aus ist[.]⁵

Der hier vorliegende Text, Henriette von Motesiczkys in den 1960er Jahren niedergeschriebene »Erinnerungen«, schafft nun weitgehend Klarheit über diese Beziehung und die »Geschichte« mit den Briefen. Hofmannsthal führt Henriette zusammen mit ihrer Schwester Ilse von Lieben, verheiratete Leembruggen (1873–1962), in seiner Liste bis zur Verlobung begehrter Frauen.⁶ Persönliche Erinnerungen von Freunden und Bekannten an Hofmannsthal sind nicht gerade selten überliefert. Auch Schilderungen von Frauen aus seiner Umgebung, etwa von Marie Herzfeld oder Grete Wiesenthal, gibt es, doch liegt mit den »Erinnerun-

² BW Lieben, S. 32.

³ Ebd., S. 33. Gabriele (Yella/Jella) Oppenheimer ist Anna von Liebens Schwester.

⁴ Ebd., S. 36.

⁵ Ebd., S. 48.

⁶ Vgl. SW XXXVIII, S. 434.

gen« wohl der erste Text vor, der aus der Feder einer jener Frauen dieser kuriosen Liste stammt. Auch in einer Notiz aus dem Frühjahr 1896 wird »[d]ie Geschichte mit der kleinen Henriette L.« erwähnt, auch hier neben der älteren Schwester, auf die sich die darunter notierten Ereignisse beziehen.⁷

Henriette, benannt nach ihrer Urgroßmutter Henriette Gomperz, wurde am 5. Mai 1882 als jüngstes der fünf Kinder geboren. Auch Henriettes »Erinnerungen« zeigen ihre Kindheit als zwar weitgehend sorgenfrei und privilegiert, beleuchten aber ebenso das problematische Verhältnis zur Mutter, die wegen Depressionen und Morphiumsucht ihr Zimmer nur selten verließ. Der schweigsame Vater sei den Kindern als »steinerne(r) Gast« am Esstisch erschienen. Erst die »unbefangene Jüngste«, Henriette, habe überhaupt gewagt, bei Tisch zu sprechen, berichtet die Cousine Josephine Winter.⁸ Wie ihre Mutter und die älteren Schwestern zeigt Henriette künstlerische Begabung: Sie schreibt Gedichte⁹ und »modelliert«.¹⁰

Die »Erinnerungen« an die Begegnungen mit Hofmannsthal verschweigen den Ausritt zu Schlesingers. Dass dieser als höchst unpassend empfunden wurde, zeigt die Reaktion des Bruders, der ihr vorwirft, dass »ihre Gefühle und Stimmungen sich übertrieben gesteigert haben« und letztlich unvernünftig und naiv kindlich seien.¹¹

Die im August 1903 geschlossene Ehe mit Edmund von Motesiczky endet früh mit dem Tod Edmunds 1909. Dieser Verlust trifft sie zwar hart, erlaubt ihr aber als junge, finanziell abgesicherte Witwe auch, mit gerade einmal 27 Jahren ein ungewöhnlich selbstbestimmtes Leben zu führen. Das Verhältnis zu den eigenen Kindern Marie-Louise und Karl ist zwar gut, doch mit deren Erziehung sind Kindermädchen betraut. Henriette leidet zunehmend unter Depressionen, verlässt oft tagelang

⁷ Vgl. ebd., S. 354.

⁸ Josefine Winter, *Fünfzig Jahre eines Wiener Hauses*. Wien 1927, S. 18.

⁹ Ein Band »Gedichte« soll 1903 in Wien im Verlag F. Prizibram erschienen sein (vgl. Jill Lloyd, *Die Wiener Jahre. Familiärer Hintergrund und frühe Werke*. In: Marie-Louise von Motesiczky. 1906–1996. Hg. von Jeremy Adler und Birgit Sander. München u.a. 2006, S. 22–45, hier S. 44). Der Band ist aber bibliographisch nicht zu ermitteln.

¹⁰ Vgl. BW Lieben, S. 34. Diese Begabung führt Hofmannsthal auf die Mutter zurück. Im Kondolenzbrief an Henriette heißt es: »Vieles von dem, was in Ihrer guten und schönbegabten, merkwürdigen Mutter gelebt und gewebt hat, lebt auch in Ihnen und Sie müssen es sich erhalten und müssen es zum Blühen bringen.« (B II, S. 40) Ähnlich bezieht er sich gegenüber Henriettes Sohn Karl auf die Großmutter, vgl. unten stehenden Brief.

¹¹ BW Lieben, S. 48.

nicht das Schlafzimmer und wird stark übergewichtig. Wie ihre Mutter erwirbt sie sich den Ruf einer Exzentrikerin: Die Porträts der Tochter zeigen sie Pfeife rauchend und nur mit einem Nachthemd bekleidet auf Entenjagd. Nachdem das Schloss in Vázsony verkauft wurde, ersteht sie vom Erlös ihr erstes Auto, und ein Bekannter der Familie schildert, wie sie einmal eine wertvolle Schmuckdose aus einem Salon stahl und erklärte: »Ja, die war so hübsch, da habe ich sie mitgenommen.«¹²

Ein Tag nach dem »Anschluss« fliehen Henriette und ihre Tochter nach Den Haag, wo sie bei Henriettes Schwester Ilse wohnen, bevor sie schließlich im Frühjahr 1939 in Amersham, London, ein Haus beziehen. Während die Liebens über die ganze Welt verstreut sind, bemühen sich Mutter und Tochter, an Lebensart und -standard festzuhalten. Karl Motesiczky schickt Möbel und Kunstgegenstände aus Wien und der Hinterbrühl nach London. Besucher hatten »das Gefühl, das Wiener Haus einer vergangenen Zeit zu betreten«.¹³ Im Alter von 96 Jahren stirbt Henriette von Motesiczky am 8. Juni 1978.

Die Person Hofmannsthals und ihre kindliche Verliebtheit haben sie offensichtlich bis zuletzt beschäftigt. Elias Canetti erinnert sich anlässlich ihres Todes in einem Brief an die Tochter Marie-Louise, mit der ihn eine langjährige Liebesbeziehung verband:

Dass sie, die eigentlich nie wirklich etwas von mir wissen wollte, so spät, so entsetzlich spät zu mir so war, als stünde ich für *ihren* Dichter, für H., (von dem *ich* nie etwas wissen wollte) ist so merkwürdig, dass ich es noch nicht enträtseln kann. Mit 73, selbst ein alter Mann, sass ich am Bett der beinahe Hundertjährigen und horchte angespannt auf ihre Worte. Sie sprach so *intensiv*, mit so viel Empfindung wie nie zuvor in ihrem Leben[.]¹⁴

Im Anschluss an die »Erinnerungen« wird noch ein Brief Hofmannsthals an Henriettes Sohn Karl Motesiczky mitgeteilt, der als Teil des Motesiczky-Nachlasses im Archiv der Tate Library liegt.¹⁵ Interessant ist

¹² Christiane Rothländer, Karl Motesiczky 1904–1943. Eine biografische Rekonstruktion. Wien 2010, S. 45.

¹³ Jill Lloyd, Marie-Louise von Motesiczky. Eine Malerin der Erinnerung. In: Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie. Hg. von Evi Fuks und Gabriele Kohlbauer. Wien 2004, S. 205–226, hier S. 217.

¹⁴ Elias Canetti/Marie-Louise von Motesiczky, Liebhaber ohne Adresse. Briefwechsel 1942–1992. Hg. von Ines Schlenker und Kristian Wachinger. München 2011, S. 331.

¹⁵ Tate Library and Archive, Motesiczky Trust, TGA 20129, Folder 1.3 – correspondence, Brief von Hugo von Hofmannsthal an Karl Motesiczky, 26. Sept. [1926], 2 S.

dieser Brief hier als Ergänzung zu Hofmannsthals Beziehung zur Familie Lieben/Motesiczky, da er hier die »eigentümliche[,] [...] lebenstrunkene Begabung«, die er an Anna und Henriette von Lieben feststellte,¹⁶ nun auch in den Gedichten Karls bemerkt: »Es sieht einen das gleiche Auge daraus an«, schreibt er dem 22-Jährigen.

Neun Monate nach der Hochzeit Henriette von Liebens mit Edmund von Motesiczky kam Karl Wolfgang Franz am 25. Mai 1904 zur Welt. Der frühe Tod des Vaters 1909 muss ihn, das deuten auch Henriettes »Erinnerungen« an, schwer getroffen haben. Die jüngere Schwester Marie-Louise erinnert sich in der ORF-Fernsehsendung »Menschenbilder« (1986): »Ein Jahr lang konnte er nicht, wenn wir spazieren gegangen sind, bei der Haustür hereinkommen, ohne zu heulen und zu sagen: ›Ich habe niemanden mehr, den ich etwas fragen kann.‹«¹⁷ Berichte von Freunden und Hausangestellten der Familie¹⁸ beschreiben Henriette als wenig engagierte Mutter; die wichtigste Bezugsperson des jungen Karl war die jüngere Schwester, die ihn als künstlerisch und intellektuell hoch begabt beschreibt. Noch als Gymnasiast absolvierte er in der Mindestzeit ein Cello-Studium an der Staatsakademie Wien. Gleichzeitig entwickelt er ein reges Interesse an Literatur, schreibt Gedichte¹⁹ und wünscht, Verleger zu werden. In Briefen an Schwester und Mutter zeigt er sich besorgt über seine Schwierigkeiten im gesellschaftlichen Umgang. Den Rat der Familie, Hauskonzerte und Bälle zu besuchen, befolgt er aber und lernt bei solcher Gelegenheit 1924 den acht Jahre älteren Heimito von Doderer kennen.

Karl Motesiczky unterstützt in den folgenden Jahren den Freund, indem er Lesungen in Wien organisiert und, wie im Falle Hofmannsthals, die Kontakte der Familie nutzt. Auf Hofmannsthals Bitte um eine Leseprobe hin hat Motesiczky ihm wohl Doderers Roman »Die Bresche« geschickt. Glaubt man Doderers späterem Sekretär Wolfgang Fleischer, muss auch Hofmannsthals Einschätzung des Romans den Weg zum Autor gefunden haben: »Also was dieser Mann da will, ist mir völlig un – er – findlich!«,

¹⁶ Vgl. Anm. 10.

¹⁷ Zit. nach Rothländer, Karl Motesiczky (wie Anm. 12), S. 37.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 43ff. Rothländers Darstellung beruft sich auf Interviews und unveröffentlichte Texte Marie-Louises.

¹⁹ Zumindest eines scheint im Nachlass der Familie Motesiczky erhalten zu sein (vgl. ebd., S. 53); es handelt sich aber um keines der im vorliegenden Brief mit Titel genannten.

so habe Doderer Hofmannsthals Reaktion »in extrem nasale[m] Tonfall«²⁰ gerne nachgeahmt.

Während des Studiums – zunächst Medizin, dann Jura, schließlich Theologie – in Heidelberg zeichnet sich die Politisierung Karl Motesiczky ab. In den frühen 1930er Jahren engagiert er sich zunehmend in der Kommunistischen Partei. Zeitgleich beginnt er sich auch für die Psychoanalyse zu interessieren. Die Kombination aus künstlerischer Begabung und psychischer Instabilität, die Hofmannsthal eine Ähnlichkeit zunächst zwischen Henriette und ihrer Mutter Anna von Lieben und dann zwischen Karl und seiner Mutter bemerken lässt, hat Motesiczky auch selbst an sich festgestellt. Er begibt sich deshalb bei dem Psychoanalytiker und Sexualforscher Wilhelm Reich in Behandlung und wird in den folgenden Jahren dessen Schüler und Mitarbeiter bei der »Zeitschrift für Politische Psychologie und Sexualökonomie«. Von der Gestapo schon wegen »kommunistischer Umtriebe« unter Beobachtung, folgt Motesiczky 1933 Reich nach Kopenhagen.

Nach seiner Rückkehr nach Wien bleibt er trotz des Einmarsches der Nationalsozialisten dort, während Henriette und Marie-Louise Motesiczky zunächst nach Holland emigrieren. Das Familienanwesen in der Hinterbrühl wird in den folgenden Jahren zum Zufluchtsort jüdischer Freunde und Bekannter. Nach dem Versuch, zwei jüdischen Ehepaaren die Flucht von Wien aus in die Schweiz zu ermöglichen, wird Motesiczky im Oktober 1942 von der Gestapo verhaftet und wenige Monate später nach Auschwitz deportiert, wo er am 25. Juni 1943 stirbt.²¹

²⁰ Wolfgang Fleischer, Von Doderer zu Pelimbert. In: Erinnerungen an Heimito von Doderer. Hg. von Xaver Schaffgotsch. München 1972, S. 48–61, hier S. 55.

²¹ Vgl. Rothländer, Karl Motesiczky (wie Anm. 12), S. 307–339.

Der vorliegende Text entspricht einem Typoskript (Kopie in Ringheftung), das in einer Schachtel »Varia« von Johanna Canetti als Schenkung dem Canetti-Nachlass der Zentralbibliothek Zürich übergeben wurde.²² Im Archiv der Tate Library in London (übergeben vom Marie-Louise von Motesiczky Charitable Trust) wiederum liegt eine handschriftliche Vorstufe dieses Textes.²³ Ein Großteil der Unterschiede zwischen diesen Stufen betrifft Orthographie und Stil: Die Handschrift zeichnet sich durch Auslassungen und Parenthesen aus und ist allgemein im Ausdruck etwas salopper, etwa in einigen Personenbeschreibungen. Sie erklärt außerdem die Vorbemerkung, die hier die Motivation zur Niederschrift angibt: Die Antwort auf die Frage »Und wie geht's weiter?« Der erste Abschnitt, der die Begegnung in der Hinterbrühl 1894 erzählt (hier bis »[...] und den nächsten Tag dachte kein Mensch mehr daran«), ist in der Handschrift auf April 1964 datiert. Unter dem Titel »Meine erste Begegnung mit Hofmannsthal« wurde dieser Text dann von Tochter und Cousine gelesen. Die daraufhin erweiterten »Erinnerungen« werden am Ende auf den 4. Dezember 1965 datiert. Die hier veröffentlichte maschinenschriftliche Variante entstand im folgenden Jahr. Inhaltlich relevante Abweichungen zwischen Manuskript und Typoskript werden in Fußnoten aufgeführt.

Der Text wird ungekürzt und originalgetreu wiedergegeben. Gleiches gilt für den anschließenden Brief Hofmannsthals.

Dem Marie-Louise von Motesiczky Charitable Trust, insbesondere dessen Vorsitzender Frances Carey, danke ich für die Erlaubnis zur Publikation. Der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich sowie dem Tate Archive, London, danke ich herzlich für vielseitige Hilfestellung. Besonderer Dank gilt Mathias Mayer für viele Ratschläge zum Kommentar.

²² Zentralbibliothek Zürich, Canetti-Nachlass, 214.22.

²³ Tate Library and Archive, Motesiczky Trust, TGA 20129, Folder 2.2 – writings »Meine erste Begegnung mit Hofmannsthal« von Henriette von Motesiczky, nicht datiert, 110 S.

Henriette von Motesicky²⁴

Erinnerungen

geschrieben

für meine Tochter Marielouise²⁵

und

meine Cousine Fanny²⁶

Oktober 1966

Zwei Menschen, die mir nahestehen, richteten an mich die gleiche Frage:

»Und wie geht's weiter?«

Sie hatten meine Aufzeichnungen über meine erste Begegnung mit Hofmannsthal gelesen. Ich hatte sie einmal zum Spass niedergeschrieben, ohne vorzuhaben, alles weitere aufzuzeichnen. So will ich versuchen, diese kleinen Sternschnuppen, die mir in den Schoß fielen, zusammenzufassen. Es wird eine lange Reihe sein, und manchmal wird das Gedächtnis mich verlassen. – Es ist alles so lange, lange her!

Meine erste Begegnung mit Hofmannsthal

Es war ein sonniger Nachmittag im September. Meine Schwester und die Gouvernante saßen vor dem kleinen Salettel in niederen Gartenstühlen.

Mademoiselle, eine kleine, lebhaft Französin – sie hieß de Frésange – hatte eine lange, spitze Nase, und Augen wie schwarze Schuhknöpfe. Es war eine Art Konversationsstunde, die sie meiner Schwester gab, an der ich mich aber nicht beteiligte. Ich saß auf der Steinstufe vor dem Salettel und beobachtete die Ameisen, die mit ihren Eiern auf und ab liefen.

²⁴ Die Schreibweise des Namens im Typoskript weicht durchgängig von der Handschrift ab, in der es »Motesiczky« heißt.

²⁵ Marie-Louise von Motesiczky (1906–1996) begegnet als junge Frau Max Beckmann, der ein lebenslanger Freund und Lehrer wird. In den Jahren des Londoner Exils wird ihr steigende Anerkennung als expressionistische Malerin zuteil.

²⁶ Franziska »Fanny« Kallir-Nirenstein, geb. Loewenstein, Tochter von Constanze de Worms und Max Graf zu Loewenstein-Scharffeneck, wurde von Henriette 1920 als Gesellschafterin für Marie-Louise nach Wien gebeten (vgl. Jill Lloyd, *The Undiscovered Expressionist. A Life of Marie-Louise von Motesiczky*. New Haven 2007, S. 44ff.). Hofmannsthal kannte Fanny Loewenstein als Großnichte Gabriele Oppenheims von seinen Besuchen in Aussee (vgl. Leonhard Fiedler, *Ein großer Vermittler zwischen den Künsten. Dank an Otto Kallir*. In: HB 23/24, 1980/81, S. 12–18, hier S. 16).

Ich sah auf die Kohlmeislinge, die um den duftenden Flox schwärmten. Dann schaute ich zum Kuglhupfberg hinüber, der sich schon gelb und rot verfärbt hatte. Ich sah die dunklen Föhren vom Anninger, die sich gegen den Himmel abhoben.

Es war ein stiller Nachmittag ohne Besuche, und als unser Vetter Felix²⁷ auftauchte und seinen Freund Hofmannsthal mitbrachte, war es eine willkommene Überraschung. Der Name Hofmannsthal war mir nicht neu. Gerade in den letzten Monaten war von dem jungen Dichter oft die Rede. Ich erinnere mich, wie Viele die Achsel zuckten, alles unverständlich fanden und belächelten. Doch gab es auch Manche, die ihn bejahten, ihm eine grosse Zukunft prophezeiten, seine Sprache unvergleichlich und neu fanden. So war ich neugierig und blieb bei den Erwachsenen sitzen. Lange sah ich Hofmannsthal an. Da war es mir plötzlich, als sähe er Napoleon ähnlich. Ich hatte in letzter Zeit viele Bilder von Napoleon gesehen. Dies war wohl alles in meiner Phantasie, denn später habe ich es nie mehr gefunden. –

Nun aber dachte ich, unbemerkt davonzuschleichen, um meinen täglichen Besuch bei den Pferden im Stall zu machen. Bei der Jause steckte ich meine Taschen voll Zucker und lief in den Hof. Doch, als ich bei der Stalltüre stand, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, dass Hofmannsthal mir gefolgt war. Er fragte mich, ob er die Pferde sehen könne. Da fiel mir ein, dass er vor kurzem sein Freiwilligenjahr absolviert hatte.²⁸ Daher wohl das Interesse für Pferde. – So kam er mit mir, klopfte sachkundig den Hals der Tiere, gab ihnen Zucker auf der flachen Hand und streichelte die samtigen weichen Nüstern. Besonders gefiel ihm der Araberhengst meines Vaters. Dann gingen wir an der grünen, etwas ausgebleichenen Türe vorbei, die offen stand und schief in ihren Angeln hing. Es war das Atelier meiner Schwester. Der hohe, helle Raum mit einem Nordfenster; Skizzen lagen herum, angefangene Stilleben, ungewaschene Pinsel; ein malerisches Durcheinander. Ob Hofmannsthal sich etwas angesehen, kann ich mich nicht erinnern. Neben der Türe war ein kleines, niederes Fenster, dessen gelbe Gläser durch Blei zusammenge-

²⁷ Felix Oppenheimer (1874–1938) lernte Hofmannsthal 1891 in der Fechtschule kennen. Er lebte mit seiner Mutter Gabriele (Yella/Jella) Oppenheimer im Palais Todesco. In den folgenden Jahren führte er, als Anna von Liebens Neffe, Hofmannsthal in die Familien im Palais Lieben-Auspitz in der Oppolzergasse 6 ein (vgl. BW Oppenheimer I, S. 10f. und Anm. 33).

²⁸ Hofmannsthal leistete den einjährigen Militärdienst zwischen 1.10.1894 und 19.9.1895. Die Autorin muss sich hier irren (vgl. Anm. 30).

halten waren. Da stand er lange Zeit und sagte: »Hier sieht die Welt ganz gelb aus.« – »Ja« sagte ich, »wie wenn die Sonne ewig scheinen würde.« Dann gingen wir den Glashäusern entlang, und ich wollte Hofmannsthal noch das niedere Haus zeigen, da, wo an der weissgekalkten Mauer sich der alte Rosenstock von einem Ende zum anderen hinzog. Er trug die kurzstieligen Teerosen, die auch jetzt im Herbst in voller Blüte standen. – Ausserdem hatte der Gärtner frische Lohe dick auf den Boden des Glashauses gestreut, um im Winter die Palmentöpfe hinein zu versenken. Die Lohe hatte die Eigenschaft, monatelang eine gewisse Wärme zu entwickeln, die die Pflanzen des Südens schützen sollte. Der Duft der Rosen, der Geruch der Lohe hatte etwas leicht Betäubendes. Wir setzten uns auf ein altes Brett und gruben unsere Hände tief in die Lohe. Unsere Hände berührten sich nicht, und doch hatte ich ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, Zufriedenheit, fast Glück. – Wir sprachen nicht, ich weiss auch nicht, ob wir lange da sassen. Dann sagte Hofmannsthal nur, er müsse jetzt fort, Freunde erwarteten ihn zum Abendessen, da unten in der Brühlerstrasse, am Eck, wo die schönen Tennisplätze seien. Ich wagte nicht zu fragen, ob er wiederkommt. Er ging zu den anderen, um sich zu verabschieden. Ich aber ging zu meiner lieben Kinderfrau, die im Wirtschaftszimmer sass und Zeitung las. Dort fühlte ich mich ruhig und geborgen. Niemand würde fragen, wo ich so lange gesteckt, niemand fragen, was ich vielleicht mit Hofmannsthal gesprochen hätte. Den Abend blieb ich bei Meja,²⁹ und den nächsten Tag dachte kein Mensch mehr daran.

In jenem Herbst 1894 war ich gerade elf Jahre alt,³⁰ als ich Hofmannsthal in der Hinterbrühl³¹ kennenlernte.

Im Oktober zogen wir nach Wien zurück; ich war sehr betrübt, denn ich liebte das Landleben. Bevor wir hineinzogen, schmierte ich mir mit

²⁹ Meja Ruprecht. Vgl. Lloyd, *The Undiscovered Expressionist* (wie Anm. 26), S. 20.

³⁰ Im Herbst 1894 war Henriette bereits zwölf Jahre alt. Die wenige Sekundärliteratur, die das Ereignis erwähnt, gibt, entgegen auch der Handschrift, 1893 an (vgl. ebd., S. 25, und Canetti/Motesiczky, *Liebhaber ohne Adresse* [wie Anm. 14], S. 332). Marie-Louise von Motesiczky hingegen berichtet, ihre Mutter sei bei dieser Begegnung 12 gewesen (vgl. das Interview mit Hubert Gaisbauer in: *Menschenbilder*. Hg. von ders. und Heinz Janisch. Wien 1992, S. 169–178, hier S. 170). Wahrscheinlich irrt sich Henriette von Motesiczky hier. Der Beginn der Freundschaft zwischen ihrem Bruder Robert und Hofmannsthal lässt sich durch Hofmannsthals Kondolenzbrief an Annie von Lieben auf Frühjahr 1894 datieren (vgl. *BW Lieben*, S. 54).

³¹ Landvilla der Familie Todesco, südlich von Wien.

grünem Wacholder meine Hände braun, damit jeder sehen könne, dass ich ein Landkind sei. Meine Geschwister waren froh hineinzuziehen, nur meine Mutter konnte sich schwer entschliessen. Aber die Abende waren lang, mein Vater kam nur selten mehr heraus. Robert und Ernst mussten ins Gymnasium, meine Schwestern erwarteten auch ihre Lehrer. Inzwischen hatte sich Robert, obwohl viel jünger als Hugo, mit Hofmannsthal angefreundet. So war ich meist darüber unterrichtet, wann und wo sie sich trafen und was sie gesprochen hatten.

Robert war immer mein Freund, mein Spielkamerad, mein Vertrauter. – Als wir dann in Wien waren, ging es so weiter. Was ihre Freundschaft war, wie es kam, bei zwei Menschen, die so verschieden waren? Robert, der reine Wissenschaftler, Hugo, der Poet und Aesthet. Aber sie waren beide zart, feinempfindende Menschen, mit Sinn für Theater und für tiefsinnige Gespräche. So hat Hofmannsthal Robert auch in seinen Kreis eingeführt und mit seinen Freunden bekanntgemacht und oft gemeinsam mit ihm die Abende bei der sogenannten »Tante Fanni« (Fanni Schlesinger)³² verbracht. Fanni Schlesinger war eine, wenn auch nicht schöne, so doch gut aussehende Frau. Immer freundlich und eine gute Hausfrau. Sie verstand es, junge Menschen um sich zu sammeln, ihnen gemütliche Abende zu machen. Immer war in dem langen, etwas düsteren Speisezimmer der Tisch gedeckt. Die Lampe brannte unter dem roten Lampenschirm. Es standen meist kalte Braten, Salate und Bäckereien da; jeder konnte kommen, vor oder nach dem Theater, und ohne weiteres sein Nachtmahl einnehmen. Von der Familie war dann irgendjemand zugegen, sehr oft war Hofmannsthal da, er traf seine Freunde, blieb kurz oder lang. All das wusste ich nur durch Roberts Berichte. Ich selbst durfte nie zu einem solchen Abend mitkommen, aber zur Jause war ich hie und da eingeladen, so kannte ich die Wohnung und die älteste Tochter Gerty. Hofmannsthal hatte gewünscht, dass wir uns kennenlernten. Er dachte, wir würden uns gut verstehen. Gerty war mindestens zwei bis drei Jahre älter als ich. Sie war immer nett zu mir, schwatzte viel, lachte viel, sprach von Tennis und Eislaufen. Ich mochte sie ganz gerne, – aber sie interessierte mich nicht. So wurde aus dieser Bekanntschaft nie eine

³² Franziska Schlesinger (1851–1932), geb. Kuffner, Hofmannsthals spätere Schwiegermutter.

Freundschaft. Meine Hoffnung war, dass ich einmal Hofmannsthal dort wiedersehen würde. Aber dazu kam es nie.

In der Oppolzergasse,³³ wo wir wohnten, kam Robert eines Tages eilig durch den langen Gang und sagte mir: »Ich kann nicht länger warten. Hugo kommt heute wahrscheinlich, sich ein paar Bücher ausleihen. Der Josef wird Dir melden, dann führst Du ihn ins Rauchzimmer. Der Papa weiss davon, es ist ihm ganz recht.« Hofmannsthal kam, und als ich hinüberging, hatte ihn der Diener schon in die Bibliothek geführt. Er stand vor den offenen Bücherkästen und begrüßte mich. Ich hatte einen Mordsschnupfen, wie jedes Jahr im Herbst. Hofmannsthal sah, wie ich verlegen mein Sacktuch zusammenknüllte und in meiner Tasche verbarg. »Das sollten Sie nicht tun; kaufen Sie sich Papiertaschentücher, die man immer wegwirft; das ist viel hygienischer.« – So hörte ich zum ersten Mal, dass es Papiersacktücher gab.³⁴ Wir sprachen weiter nicht viel. Hofmannsthal legte die Bücher in eine grosse Ledertasche und verabschiedete sich.

Es vergingen einige Wochen; Weihnachten war nahe. Robert und ich wollten Hofmannsthal eine kleine Freude machen. Was konnte man ihm aber schenken? Wir entschlossen uns zu einer Briefftasche. Die sollte aber wirklich sehr schön sein, aus mattem Krokodilleder. Robert besorgte sie beim Förster. Sicher hat er sie bezahlt, denn mein Taschengeld reichte für so etwas nicht aus. Hofmannsthal hat sich auch nur bei Robert bedankt. Es vergingen wieder einige Wochen. Ich wusste, dass Hugos Geburtstag am 1. Februar war. Bei uns zuhause spielten Geburtstage immer eine Rolle, so wollte ich ihm einen schönen Geburtstagsbrief schreiben. Wie es aber beginnen, dass es niemand merkte. Mein Gitterbett war der beste Platz, wo ich des Abends und Morgens ungestört meinen Gedanken nachhängen konnte. Ich ging früh zu Bett. Meja, meine geliebte Kinderfrau, pflegte abends das Gitterbett mit einem grossen schottischen Wolltuch zu verhängen, damit mich das Licht nicht störe, wenn sie Zeitung las, und auch damit ich morgens durch das Aufmachen der Fensterläden nicht geweckt würde. Den Morgen liebte ich besonders, denn ich war meistens doch wach, und wenn die Retti, das Stubenmädchen, um

³³ Das Palais Lieben-Auspitz in der Oppolzergasse 6. 1874 erwarb Henriettes Vater Leopold Lieben mit seinen Geschwistern und Rudolf Auspitz das Palais. Die Familie zog 1888 in den ersten Stock.

³⁴ Ein Patent über Papiertaschentücher wurde tatsächlich erst 1894 angemeldet.

6 Uhr oder halb 7 Uhr hereinkam, im Ofen Feuer zu machen, hörte ich das Knistern und sah den Feuerschein auf der Tapete und am Plafond. Das waren die schönsten freiesten Stunden des Tages. Ich beschloss, den Geburtstagsbrief im Bett zu schreiben; niemand, nicht einmal Robert, sollte davon wissen. Ich glaube, der Brief wurde ganz gut. Wohl mag er voller orthographischer Fehler gewesen sein, aber das machte mir nichts. Nun entstand die Frage, wer die Marke besorgen und ihn aufgeben sollte. Da kam mir der Gedanke, dass unser Diener Josef das sicher für mich tun würde. Er war ein stiller, nicht vertratschter Mensch, der alles brav ausführte was man ihm auftrug, ohne sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen. Und Josef – wie wunderbar! – würde vielleicht einen Brief von Hofmannsthal für mich erhalten und ihn mir sicher überbringen. Ich legte also dem Geburtstagsbrief noch ein Zettelchen bei, dass wenn er mir schreiben wolle, er es an Josef Rammer adressieren könne.

Ich musste längere Zeit warten, bis mir Josef eines Morgens nach dem Frühstück einen Brief überreichte. Es war mein eigenes Couvert, es war aufgerissen und von nassem Schnee verschmiert, darin aber lag ein zweites, kleines Couvert, und oben in einer Ecke stand: »Fräulein Henriette«. Es war aber kein kurzer Dank, es war ein langer wundervoller Brief. Ich flüchtete damit in einen kleinen Ort, wo man mich nicht erreichen konnte. In der Aufregung konnte ich aber den Brief kaum entziffern. Ich studierte ihn dann tagelang in meinem Gitterbett. Und ich habe ihn verstanden, und was ich nicht verstand, das habe ich gefühlt. Denn er war doch für ein Kind geschrieben, für ein Kind mit grossen wissenden Augen. Auch Hofmannsthal mag das gefühlt haben; denn es gab ein Gedicht, das er im Döblinger Palmenhaus³⁵ geschrieben hat, und von dem mir Saar einmal sagte, dass er dabei vielleicht an mich gedacht habe. Ob ich wirklich damit gemeint war, weiss ich nicht; es gab doch noch so viele andre kleine Mädchen auf der Welt. Später habe ich es gedruckt gelesen, aber wo und wann, weiss ich nicht mehr. Wohl aber habe ich eine dunkle Erinnerung daran, Hugo einmal im Döblinger Glashaus begegnet zu sein.

³⁵ Im Park der Villa Wertheimstein im Bezirk Döbling wurde 1836 ein Palmenhaus errichtet. Bei dem erwähnten Gedicht könnte es sich um »Über Vergänglichkeit« handeln: »Zuweilen kommen nie geliebte Frauen / Im Traum als kleine Mädchen uns entgegen / Und sind unsäglich rührend anzuschauen« (SW I, S. 46).

Wieder verging eine lange Zeit; dann traf ich Hofmannsthal einmal zufällig in Aussee, wo wir mit andren Bekannten ins Salzbergwerk einfuhren. Es war mir aber dort unten alles so unheimlich, dass ich mir nur wünschte wieder herauszukommen, und mir alles andre gleichgültig war.

All dieses muss in den Jahren 1895 und 1896 gewesen sein. Es war damals Mode, »Jours« abzuhalten; man schickte an seine Bekannten Einladungen aus, um mitzuteilen, dass man an einem bestimmten Wochentage, alle acht, oder auch alle vierzehn Tage, zu Hause sei und ganz ungezwungen zwischen sieben und elf Uhr abends empfangen. Manches Mal kamen nur wenige, manches Mal mehr Menschen; ein Buffet war vorbereitet; ab und zu setzte sich jemand ans Klavier und spielte Tanzmusik. Hie und da kam auch ein »richtiger« Klavierspieler. Manchmal war es fad, manchmal ganz unterhaltend; ich aber drückte mich meistens. Einmal erschien auch Hofmannsthal; wir sprachen miteinander, aber da ihm die Musik nicht gefiel, gingen wir ins Wohnzimmer meiner Schwestern. Dort waren wir allein. In der Mitte des Zimmers stand ein gotischer Tisch, darüber hing eine Ziehlampe. Ich zog sie zum Spass ganz bis auf die Tischplatte herunter und wollte sie dann wieder hinaufschieben. Da hielt Hofmannsthal meine Hand zurück und sagte: »Nein, nein, lassen Sie es so, da ist Ihr Gesicht von unten her beleuchtet, das wirkt wie Rampenlicht.« Er sah mich lange so an, da hörte man Stimmen, auch andre Leute wollten das ruhige Zimmer aufsuchen. Wir gingen wieder zu den Andern hinüber und dann ging ich in mein Zimmer, schlafen. Ich hatte das Gefühl, dass ich Hofmannsthal bald wiedersehen würde. So war es auch; nach kurzer Zeit kam er einmal des Abends. Er unterhielt sich mit Robert und meiner älteren Schwester Ilse, die er gerne mochte. Als er fortging, war es noch nicht spät. Da lief ich durch den langen Gang bis hinüber zu dem kleinen runden Fenster, das auf das Stiegenhaus mündete. Ich öffnete es und rief leise: »Wenn Sie Zeit haben, warten Sie unten im Stiegenhaus; neben der grossen, weissen Steinbüste ist eine Tapetentür, da komme ich hinunter.« Ich machte die Wohnungstüre nicht ganz zu, um unbemerkt wieder herein zu können. Er erwartete mich. In der Aufregung hatte ich vergessen, den Schalter aufzudrehen; ich zog Hofmannsthal in den kleinen Vorraum, der zum Lift meiner Mutter führte. Es war stockdunkel dort. Wir standen dicht

beieinander; der ganze Lift war ja nur für eine Person gebaut, weil meine Mutter so schwer die Stiegen steigen konnte. Ich schlang die Arme um Hugos Hals und nun küsste er mich. Er küsste mich auf Stirne und Wangen, er küsste mein Haar. Es waren Küsse, die segnen sollten, nicht die Küsse eines Liebenden. Das wusste ich aber damals nicht, erst später, viel später wurde es mir klar. Dann löste er zart meine Hände und sagte: »Nun bleiben Sie ein bisschen da, bis ich aus dem Hause bin; es könnte uns jemand zusammen aus diesem dunklen Verliess kommen sehen.« Ich folgte ihm und kam ungesehen in unser Vorzimmer. Wie lange ich dann Hofmannsthal nicht mehr sah, weiss ich nicht. Mag sein, dass ich ihn wieder einmal in Döbling traf, oder dass er Robert in der Brühl besuchte, aber es war immer nur kurz und nie war ich allein mit ihm. Robert spielte auf unserm Tennisplatz dann öfters Bicycle Polo mit Georg Frankenstein,³⁶ aber Hofmannsthal beteiligte sich nie an diesen Spielen und blieb nur Zuschauer.

Es wurde wieder Herbst, und wir bekamen eine neue Gouvernante; sie hiess Lina Baumann. Sie war eine Deutsche, die lange in Frankreich gelebt hatte und, wie man sagte, ein sehr gutes Französisch sprach. Sie war mir vom ersten Moment an nicht sympathisch; sie hatte etwas Strenges, Unfreundliches an sich. Bald verdrängte sie meine gute, geliebte Kinderfrau und gewann auch Herrschaft über meine sehr kranke, nervenleidende Mutter. Bisher hatte Meja alle Medikamente, auch das Morphinum, in Verwahrung gehabt. Jeden Tag kam Professor Freud in mein Kinderzimmer, um alles mit Meja zu besprechen. Nun aber wollte meine Mutter, dass alles an Fräulein Baumann übergeben werde. Freud ging darauf ein, um die Kranke zu beruhigen;³⁷ er erschien dann auch nicht mehr bei uns im Kinderzimmer. Meja hat sich nie darüber beklagt, obgleich es sie sicher sehr gekränkt hat. Ich liebte Meja mehr als meine Mutter, die ich als Kind kaum gekannt habe. Ich erinnere mich, wie ich mit bangem Herzen abends auf das Getrappel der Pferde horchte, das auf dem hölzernen Pflaster unter der Toreinfahrt hallte, wenn meine Mutter ausfuhr. Ich hasste diese abendlichen Ausfahrten, aber meine Mutter konnte sich immer erst

³⁶ Georg von Franckenstein (1878–1953), der Jugendfreund Hofmannsthals.

³⁷ Anna von Lieben (1847–1900), geb. Todesco, wurde von Peter Swales als Sigmund Freuds Hysterie-Patientin Cäcilie M. identifiziert. Der Hausarzt der Liebens, Joseph Breuer, und Annas Gynäkologe Rudolf Chrobak zogen Freud 1887/88 hinzu (vgl. Karlheinz Rossbacher, *Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle*. Wien 2003, S. 452ff.).

gegen Abend zum Ausfahren entschliessen. Sie besuchte dann die Warenhäuser bis zur Geschäftssperre, bis man sie förmlich mit dem Besen hinauskehrte. Meistens kam sie dann sehr verspätet zu unserem Abendessen, aber mein Vater hatte eine Engelsgeduld, immer wurde auf sie gewartet, ausser Mama kam ganz, ganz spät.

In der Früh um neun hatte ich immer meine Französischstunde im Rauchzimmer meines Vaters, denn die anderen Zimmer waren noch nicht aufgeräumt. Ich hasste lernen, ich hasste Französisch, ich mochte Fräulein Baumann nicht leiden. Aber es nutzte mir nichts. Meine Schwester Ilse war nun mit einem jungen Holländer verheiratet; Valla, meine zweite Schwester, so gut wie verlobt mit dem Hauslehrer meiner Brüder. Ausser Robert hatte ich keinen Freund, und ebenso wenig eine Freundin. Ein paar Schwärmereien hatte ich wohl: für eine Cousine meiner Mutter, Franzi Wertheimstein; für eine sehr blonde, hübsche Frau, Gretl Hartmann,³⁸ und für ein paar Schauspielerinnen, die mir von Robert eingeredet wurden. Aber mein innerster Stolz und was mein Leben und Denken erfüllte, waren Hofmannsthals Briefe. Nach wenigen Wochen war noch ein zweiter Brief von Hofmannsthal gekommen; er war viel kürzer als der erste und war an mich gerichtet. Was darin stand, war, dass Hofmannsthal nicht mehr über den Diener Josef schreiben wolle. Wenn es herauskommt, würde es meine Schwester Valla ihm besonders übelnehmen, und das wolle er nicht! Aber wenn mir danach sei, solle ich ihm nur schreiben, er würde sich immer damit freuen. – Freilich las ich sie mit der Zeit seltener, aber wenn ich sie las, wenn ich sie nur berührte und wieder in die Lade zurücklegte, war es immer mit dem gleichen Glücksgefühl. Des Morgens, wenn ich nicht mehr schlafen konnte, des Abends, wenn ich noch lange wach war, immer waren die zwei Briefe in meiner Nähe. So wollte ich sie auch einmal in der Früh aus meiner Schreibtischlade nehmen. Sie lagen dort immer am gleichen Platz, unter den Heften und Schulbüchern verborgen. Aber ich konnte sie nicht finden. Da frage ich Meja: »Hast Du vielleicht meine Lade ausgewischt und hast Du dabei zwei Briefe gesehen und woanders hingelegt?« Meja wusste nichts davon und meinte nur: »Das machst Du doch meist selber.« Ein kleiner Verdacht stieg in mir auf, – Fräulein Baumann – ? Und da sagte Meja auch schon: »Vor ein paar Tagen hat Fräulein Baumann Hefte von

³⁸ Nicht ermittelt.

Dir zurückgebracht, vielleicht hat sie dabei etwas verlegt.« Also wirklich, sie. – Ich konnte nur schwer an mich halten, nahm aber Bücher und Hefte wie sonst, tat alles in meine Schultasche und legte sie nach dem Frühstück im Rauchzimmer zurecht. Dann erwartete ich meine Stunde. Fräulein Baumann, die, wie immer, in ihrem Zimmer gefrühstückt hatte, kam herein und wir setzten uns an den Tisch. Ich sass auf einem Sessel, Fräulein Baumann auf der niederen Chaiselongue. Die ersten Worte, die ich sagte, waren: »Haben Sie vielleicht Briefe unter meinen Schulbüchern herausgenommen?« »Ja,« sagte sie in einem kühlen, gleichgültigen Ton. »Bitte, wollen Sie sie mir zurückgeben?« – »Nein.« Da war es mit meiner Beherrschung aus. Wie von Sinnen sprang ich sie an, wie eine Wildkatze fiel ich über sie her. Ich packte sie mit beiden Händen an der Gurgel, ich wollte sie erwürgen, ganz gleich was geschehen würde. Aber plötzlich fühlte ich in meiner rechten Hand ihren Adamsapfel, ich sah in ihr rotes Gesicht, kein Ton kam über ihre Lippen. Da grauste mir, es überfiel mich ein furchtbarer Ekel und meine Hände liessen sie los. Heute noch kann ich mir nicht erklären, warum sie sich nicht gewehrt, mich nicht zurückgestossen hat, sie war doch gross und stark. War sie wie gelähmt durch den Überfall oder war ihr ihr gemeines Handeln plötzlich zu Bewusstsein gekommen? Ich wusste es damals nicht und weiss es heute ebensowenig. – Nun richtete sie sich auf und sagte: »Nimm Deine Bücher und geh in Dein Zimmer.« Ich räumte meine Sachen zusammen, lief dann aber zuerst in die Küche und holte ein Tuch, um den Tisch und die Bücher abzutrocknen. Der grosse, mit Wasser gefüllte Aschenbecher meines Vaters hatte sich über alles ergossen. Als ich damit fertig war, tat ich die Bücher in die Schultasche und ging hinaus. – Damit endeten meine Französischstunden. Fast täglich kam nun eine sehr liebe, rothaarige Engländerin zu mir; ich sollte jetzt also Englisch lernen, aber auch das lernte ich ebenso ungern wie Französisch. Nur dass mir Miss Kren lieber war. Überhaupt liebte ich einige meiner Lehrer sehr, nur das Lernen selber war mir verhasst. Mit Fräulein B. sprach ich wochen- und monatelang nichts als Guten Morgen und Guten Abend. Im Frühling, einige Wochen nach diesem widerlichen Auftritt, liess mich mein Vater ins Rauchzimmer rufen. Ich war nicht weiter erstaunt, denn sehr oft gab mir Papa kleine Aufträge für den alten Kutscher August, oder für Thomas, den Stallburschen. Thomas hatte die Pflege seines kleinen

Araberhengstes über. Ich kam sogleich ins Zimmer, mein Vater sass, wie stets, in seinem braunledernen Schaukelsessel beim Tisch, auf dem Bücher und Zeitungen lagen und auf dem auch der gefüllte Aschenbecher stand. Er zog die Brieftasche heraus und entnahm ihr Briefe. »Da sind Deine Briefe,« sagte er, »nun ja, Du bist noch sehr jung, es wird schon einmal Deine Zeit kommen.« – Kein Wort des Tadels, kein Wort der Ermahnung! Gern hätte ich seine schmale, weisse Hand geküsst; aber mein Vater war kein Freund pathetischer Gesten. So sagte ich nichts, als ein leises »Danke«. Ich nahm die Briefe und ging in mein Zimmer. Nun war ich ruhig, nun war alles schön. Keine Macht konnte sie mir mehr entreissen. Am Abend erzählte ich alles meinem Bruder; Robert war nicht überrascht, aber er freute sich mit mir. Vielleicht hatte er durch Valla schon alles erfahren.

Den folgenden Sommer verlebten wir nicht ganz in der Brühl. Wir verbrachten einige Wochen in Grundlsee; meine Mutter hatte die wundervolle Villa des Grafen Meran gemietet. Dort hatte sie einen andren Arzt, Dr. Winter. Ich glaube, er hat sich mit Fräulein Baumann nicht so gut verstanden. Den eigentlichen Grund weiss ich nicht, aber im Herbst hiess es plötzlich, Fräulein Baumann gehe wieder nach Deutschland zurück. Ich wagte kaum an dieses Glück zu glauben, erst als ich sah wie ihre Koffer aufgeladen wurden, war es Wirklichkeit für mich geworden. Nach ihr kam ein sehr gutmütiges, kleines Fräulein Risa Uffenheimer ins Haus. Sie quälte mich zwar mit Klavierspielen, aber die Jausen bei ihrer Mutter, der alten Frau Uffenheimer, sind mir in lieber Erinnerung. Die Familienbilder, die weissen Spitzendeckerln auf den Plüschmöbeln, gaben eine eigne Stimmung. Klavierspielen habe ich aber nie gelernt!

Den nächsten Sommer verbrachten wir wieder ganz in der Hinterbrühl. Es war ein heisser Nachmittag im Juli; ich kam aus meinem Zimmer in die Halle hinunter, da sagte mir der Diener: »Eben war Herr von Hofmannsthal da.« – »Warum haben Sie es mir nicht gesagt?« – »Der gnädige Herr war mit ihm im Salon, aber der Herr von Hofmannsthal ist dann gleich wieder weggegangen, so hab ich's nicht gemeldet.« Ich stand wie vom Blitz gerührt. So lange hatte ich Hofmannsthal nicht gesehen, dieser Besuch hatte doch mir gegolten, denn er wusste, dass Robert verreist war und meine Schwestern nicht hier. Ich ging zu meinem Vater ins Zimmer. Ich sagte nichts, aber Papa sagte sofort: »Hofmannsthal war

eben hier, ich habe ihn gebeten, uns nicht wieder zu besuchen.«³⁹ Ich lief hinaus in den Garten, ich wollte Hofmannsthal nacheilen, aber das war sinnlos. Ich setzte mich unter den alten Ahorn auf eine versteckte Bank und weinte. Da kam mein älterer Bruder, Ernst, er hatte mich entdeckt und setzte sich zu mir. Er wusste von meiner grossen Liebe, er wusste, wie viele Jahre dies schon gedauert hatte, aber ich hatte nie mit ihm darüber gesprochen. Nun erzählte ich ihm, was Papa zu Hofmannsthal gesagt hatte. Er tröstete mich, so gut er konnte. Er meinte: »Sicher hat's der Papa dem Hofmannsthal in einer freundlichen Form gesagt. Du bist ja wirklich noch so jung und mit der Zeit wird noch alles gut ausgehen.« Meine Tränen versiegten, ich hatte nun wirklich das Gefühl, es muss noch alles gut werden. Schliesslich hatte Hofmannsthal mich nicht vergessen in der langen Zeit und war gekommen, um mich zu sehen. – Meine Eltern verwöhnten mich sehr, besonders mein Vater. Er schenkte mir ein Reitpferd. Für Thomas, den Reitburschen, wurde über den Sommer ein Pferd ausgeliehen, weil Papa nicht wollte, dass ich mich allein in den Wäldern und auf den Landstrassen herumtriebe. Ich spielte Tennis, ich hatte meine Freundinnen in der Nachbarvilla, ich hatte eine gutmütige Gouvernante, ich hatte Meja, so viel ich wollte. Als Robert nach einigen Wochen zurückkam, erzählte ich ihm auch alles. Er meinte auch, Papa habe nicht ganz unrecht gehabt. Ich solle das alles nicht allzu tragisch nehmen. Vielleicht hatte er damals schon Hofmannsthals Interesse für Gerty Schlesinger bemerkt. Von Hofmannsthal hörte ich nichts mehr. Im Frühling 1901 wurde seine Verlobung bekanntgegeben. Sie war kein Schock für mich, aber ich war doch sehr traurig. Einige Gedichte entstanden, durch die ich mein Herz erleichterte. Eine Dichterin bin ich nicht, aber eines davon war wirklich ganz gut, und auch ein zweites und drittes. Sie drückten aus, was ich zu sagen hatte, Liebe und Verzicht.

³⁹ Über dieses »Hausverbot« berichtet Marie-Louise von Motesiczky: »Und da hat derselbe weise Großpapa dann einen schönen Brief gefunden, vom Hofmannsthal und von meiner Mutter, daß sie sich im Lift geküßt haben. Und da hat der Großpapa, der auch meinem Vater für ein Jahr das Haus verboten hat, dem Hugo gesagt: ›Schauen Sie, die Henriette is [sic] viel zu klein. Sie dürfen die nächsten drei Jahre nicht mehr mein Haus betreten.‹« (Gaisbauer, Menschenbilder [wie Anm. 30], S. 170)

Rodaun 1902

Die Sonne sank, und Frühlingswinde wehen,
Da sah ich dich im stillen Garten stehen,
Du lehntest leis dein junges Haupt zurück.
Ich sah den Liebsten über dich sich neigen,
Da fielen weisse Blüten von den Zweigen. –
So träumt ich lang von einem fremden Glück.

*

Lang ist es her, doch nimmer ist's vergessen,
Was ich so viel in kurzer Zeit besessen.

Zu tief gefühlt, zu viel geliebt,
Zu viel beglückt, zu tief betrübt.

Du hast mein Herz so früh geraubt,
Bist damit fortgegangen.
Du bringst's zurück, hab ich geglaubt,
Doch du liess't mich warten und bangen.

So sind schon Jahre hingeschwunden,
Mein armes Herz ist noch bei dir,
Du hältst es unbewusst gebunden –
Nun aber gib es mir.

Gib mir, es ist so öd, dies Leben,
Wenn man nie Freude fühlt, nur Schmerz,
Dir ist es gleich, es mir zu geben,
Und ich hätt' gern mein altes Herz.⁴⁰

Ob dann ein oder zwei Jahre vergingen, weiss ich nicht mehr, aber nun war ich schon über siebzehn. Ich glaube, dass ich in dieser Zeit meine Mutter mehr sah als früher und sie auch mehr liebte. Ich erinnere mich, wie sie eines Morgens hereinkam, um mir Lebewohl zu sagen. Ich reiste mit meiner Schwester Ilse nach Holland, und dann von Leyden aus mit ihr und ihrem Mann zur Weltausstellung nach Paris. Ich sah meine

⁴⁰ Die beiden Gedichte fehlen in der Handschrift.

Mutter nicht wieder, denn als ich nach einigen Wochen nach Wien zurückkehrte, war sie plötzlich gestorben.⁴¹

Es gab dann im Haus grosse Veränderungen. Ich erhielt die Zimmer meiner Mutter, eine neue Gouvernante, die noch milder war als Fräulein Uffenheimer, kam zu mir. Das Auffallendste an ihr waren ihre hohen Backenknochen, die kleinen geschlitzten Augen, die gelbe Hautfarbe. Ihr Urgrossvater war ein Chinese gewesen. Sie selber war Elsässerin und sprach daher fließend Französisch. Stunden hatte ich kaum mehr, wir gingen zusammen dorthin spazieren, wo ich Lust hatte. Oft kaufte ich Näscherlein, von denen Mademoiselle Claas immer ihren Anteil bekam. Schuhe bestellte ich dutzendweise, für Kleider hatte ich weniger Interesse. Das Taschengeld ging meist zu früh im Monat aus und Mademoiselle Claas war darüber voller Angst. Papa brummte auch manchmal ein wenig. Im nächsten Frühling luden mich Onkel Richard Lieben und seine Frau⁴² ein, mit ihnen in die Türkei zu reisen. Ich hatte sie beide recht lieb und nahm es gerne an. Auch freute es mich, dass die Kammerfrau Karoline mitkam und mir alles ein- und auspacken würde, denn ich war sehr faul und in solchen Dingen ungeschickt. Wir wohnten in Constantinopel im besten Hotel; abends musste man sich zum Diner umziehen. Da ich ja noch in tiefer Trauer für Mama war, hatte ich ein hochgeschlossenes Kleid aus schwarzem Seidentüll; ich kam mir darin sehr hübsch und interessant vor. Reisebekanntschaften machten wir wenige; nur Katharina Schratt⁴³ mit ihrem Sohn Pepi Kisch trafen wir im Hotel und machten gemeinsame Ausflüge. Ich hatte schon damals gehört, dass die Schratt mit unserm Kaiser Franz Joseph irgendwie verbandelt sei. Eine Schwägerin von Tante Josephine Lieben und deren Jungfer, waren auch in unserer Reisegesellschaft, fuhren dann aber nach Wien zurück, während wir nach Griechenland weiterreisten. In Athen bekam ich eine Halsentzündung und habe nichts gesehen als die Akropolis und Korfu. Dort war noch alles so, wie Kaiserin Elisabeth es verlassen hatte. Heines Standbild war im Park aufgestellt, zwischen lauter unechten Dingen. Wir fuhren dann auf einem Frachtschiff nach Triest zurück, und es ist meine schönste Erinnerung an diese Reise, dass mir der Kapitän stundenlang das Steuer überliess und ich ein gros-

⁴¹ Vgl. Anm. 10.

⁴² Richard Lieben (1842–1919) und Josefine (1851–1914), geb. Boschan.

⁴³ Katharina Schratt (1853–1940), Schauspielerin am Burgtheater, freundschaftlich verbunden mit Franz Joseph I.

ses Schiff selbständig lenken durfte. Nur ein bisschen drehen und es ging nach links oder rechts, wie ich wollte. Es war aber dann schon Zeit für mich, wieder nach Hause zu kommen. Bereits im Hotel in Athen hatte ich furchtbares Heimweh bekommen, und so geht es mir noch heute, wenn ich drei oder vier Wochen von daheim fort bin. Damals aber zog mich noch etwas anderes zurück.

Ich hatte im Winter Edmund Motesicky⁴⁴ bei einer Bekannten, Molli Filsch,⁴⁵ kennengelernt. Er hatte mir so gut gefallen, dass ich hoffte, ihn in Wien wiederzusehen. Aber dem war zunächst nicht so. Ich getraute mich nicht, ihn einzuladen. Er war um vieles älter als ich, und er war so wunderschön. Gross, schlank und blond, mit einem schmalen Kopf; ich fand, er sähe wie ein Engländer aus. – Dann zogen wir, wie jedes Jahr, in die Brühl. Meine Schwester Ilse kam aus Holland, sie erwartete ihr viertes Kind und wollte es in der bequemen und vertrauten Umgebung des alten Heims zur Welt bringen. Auch den Arzt kannte sie schon. Es war an einem Abend im August, die Geburt des Kindes stand bevor, der Arzt war schon aus Wien unterwegs. Gerade zu dieser Zeit erschien Edmund ahnungslos, um einen Besuch zu machen. Da er meine Schwester nicht sehen konnte, war nur ich da, um ihn zu empfangen. Wir hatten im Garten ein kurzes Nacht Mahl und spazierten dann zum »Schweizerhaus« hinauf und zu den Erdbeeren im Gemüsegarten. Es war schon spät und der Mond ging über dem Anninger auf. Als wir von dem kurzen abendlichen Gang zurückkehrten, wusste ich, dass ich nie mehr jemand Anderen lieben würde als ihn. Ob auch er es wusste, war ich nicht sicher. Edmund reiste nach Aussee; kurze Zeit darauf erhielt ich eine braune Pappschachtel, in der, in feuchtes Moos gebettet, frische Alpenrosen lagen. Immer wieder las ich die Adresse – sie war wirklich an mich. Nun wusste ich, dass auch er es so meinte wie ich.

⁴⁴ Edmund Franz Motesiczky de Kesseleökeö (1866–1909) entstammte offiziell einer alten adligen, wenn auch verarmten Gutsbesitzerfamilie aus Trentschin. Sein tatsächlicher Vater aber war Franz von Hauer (1822–1899), Direktor des Naturhistorischen Museums, mit dem Edmunds Mutter eine halboffizielle Affäre unterhielt. Der Chemiker galt als bester Amateurcellist Wiens. Einige Jahre zuvor hatte er sich den Liebens schon als Verehrer von Henriettes älterer Schwester Ilse vorgestellt (vgl. Winter, Fünfzig Jahre eines Wiener Hauses [wie Anm. 8], S. 80).

⁴⁵ Marie (Molly) Filsch (1854–1926), Gesellschafterin von Sophie von Todesco. Auch Hofmannsthal war mit ihr bekannt (vgl. SW XXXVIII, S. 271). Ines Schlenker bezeichnet sie als Geliebte Leopold von Liebens (vgl. Ines Schlenker, Marie-Louise von Motesiczky 1906–1996. A Catalogue Raisonné of the Paintings. Manchester 2009, S. 18).

Edmund blieb längere Zeit in Grundlsee bei entfernten Verwandten und bei Bekannten, und war danach von Dr. Seligstein auf eine Gensjagd in Kärnten eingeladen. Er liebte das Hochgebirge und die Jagd und blieb lange aus. Erst Mitte November sah ich ihn wieder. Es waren nur kurze Besuche und durch die Anwesenheit von Mademoiselle Claas nicht sehr gemütlich; die Gute nahm ihr Chapronieren äusserst ernst und gewissenhaft. Aber einmal konnten wir ihr doch ein Schnippchen schlagen. Ich schenkte ihr eine Opernkarte zu einer besonders schönen Vorstellung. Sie verliess mich um 7 Uhr und sagte sehr entschuldigend, vor 11 Uhr werde sie nicht zurück sein können. Mein Vater las in seinem Rauchzimmer, Robert war in seinem Laboratorium und ich war allein. Edmund kam nach 8 Uhr, wir gingen in den kleinen Salon, den ich jetzt benützte und ganz umgestellt hatte. Nach zwei Stunden hatten wir viel durchgesprochen und waren einig und verlobt.

Als ich es tags darauf meinem Vater mitteilte, war dieser gar nicht entzückt. »Du kennst doch den Motesicky kaum und musst ihn erst viel besser kennenlernen. Er ist so viel älter als Du, und ich höre, dass er doch eigentlich Musiker ist.« Musik – das war ein unbekannter Faktor in unsrer Familie. Ich war etwas bestürzt, aber doch innerlich so sicher, dass ich mir nichts aus allen Einwänden machte. Nach einigen Tagen kam mein Vater zu mir ins Zimmer und sagte sehr ernst und bestimmt, dass ich Edmund vorläufig nicht sehen solle, auch Briefe sollten nicht gewechselt werden, bis zum Frühling müsse ich mit einer Verlobung warten. Verzweifelt und deprimiert berichtete ich es Robert, dieser riet, ich solle Papa nicht widersprechen und eine Zeit verstreichen lassen. Ich folgte zwar dem Rat meines Bruders, geriet aber bald in einen argen Zustand von Nervosität. Ich konnte nicht mehr schlafen, ass wenig, wurde blass und nahm rapid ab. Nachts lag ich stundenlang mit Herzklopfen und in Schweiss gebadet. Professor Kassowitz,⁴⁶ unser einstiger Kinderarzt, wurde gerufen. Ich weiss nicht, ob ihm jemand von meinem Seelenzustand gesagt hatte; jedenfalls nahm er es nicht sehr ernst, verordnete mir ein Glas Rotwein mittags und abends und Beefsteak, und alles was mir schmeckte. Robert aber wollte mir viel besser helfen. »So geht das nicht weiter« meinte er, »Papa findet, Ihr sollt Euch erst kennenlernen, aber wie kann das zustandekommen,

⁴⁶ Max Kassowitz (1842–1913), Kinderarzt; als Leiter des Ersten öffentlichen Kinder-Krankenhospitals Vorgesetzter Sigmund Freuds, während dieser die dortige Abteilung für Neurologie leitete.

wenn Ihr einander nicht sehen dürft.« – Der Winter ging schon zu Ende; Robert arrangierte einen Ausflug nach Heiligenkreuz. Er fuhr mit mir nach Mödling, Edmund sollte vorsichtshalber bis Baden fahren und von dort nach Heiligenkreuz kommen. Alles ging wie verabredet; wir trafen uns im Stiftskeller, tranken Wein, assen die wundervollen Knackwürste. Als wir uns alle erwärmt und ein wenig geplaudert hatten, zog Robert ein Buch hervor und meinte so obenhin: »Ich möchte da noch einiges durchlesen; wollt Ihr vielleicht indessen in die Kirche gehen, oder in den Kreuzgang?« Wir sollten nicht spät zurückkommen, denn die Claas glaubte doch, dass wir nur in die Hinterbrühl gefahren sind. Ich ging also mit Edmund über den Stiftshof in den Kreuzgang. Der Pförtner öffnete, sagte aber, »heut ist Wochentag und keine Führung.« – »Das macht nichts«, meinte ich, »ich war schon sehr oft hier.« Aber Edmund meinte: »Ich bin hier fremd, und vielleicht habe ich keine Gelegenheit, wiederzukommen.« Da liess uns der Pförtner herein. Wir gingen zum reizenden Bleibrunnen, der aus vielen Röhren klares Wasser in ein Becken laufen liess. Man sagte, dass Rafael Donner, als er Klosterschüler in Heiligenkreuz war, dort oft gestanden sei und gezeichnet habe. Dann gingen wir weiter und in die niedere Kapelle, wo einer der letzten Babenberger begraben ist. Die Kerzen auf dem kleinen Altar brannten nicht, nur das Ewige Licht schwebte über der Mutter Gottes. Schmale Holzbänke standen an der Wand, wir setzten uns nieder, ich zog von meinem Finger einen schmalen Reif, der einen Smaragd in der Mitte hatte und steckte ihn an Edmunds Hand zum Siegelring, den er immer trug. Die Ringe passten nicht gut zusammen, aber er trug sie doch und sie gewöhnten sich zueinander. Das war eigentlich unsere zweite Verlobung, ganz still und ohne Worte.

Dann gingen wir zurück und holten Robert ab. Edmund fuhr nicht wieder nach Baden, sondern im offenen Fiaker mit uns nach Mödling. Es war eine kalte Fahrt, und wir deckten uns mit den zwei Pferdedecken zu. Da wir uns aber alle drei in den bequemen Rücksitz drängten, war uns ganz behaglich. In Wien fuhr Edmund noch mit uns bis in die Oppolzergasse, dann ging er zu sich nach Hause, in die Führichgasse. Trotz der kalten Vorfrühlingslüfte war es ein wundervoller, unvergesslicher Tag gewesen. –

Tante Josephine wohnte im gleichen Haus in der Oppolzergasse im oberen Stock. Eines Tages kam sie herunter und fragte mich, ob ich Lust

hätte mit ihr auf ein paar Tage nach Berlin zu reisen. Es wohnten dort viele alte Freunde ihres ersten verstorbenen Mannes. Da es nur auf so kurze Zeit war, sagte ich zu. Wir fuhren also nach Berlin und wohnten in einem schönen Hotel. Sie gabelte sogar jemanden auf, der mich in die verschiedenen Museen begleitete. Es war recht interessant, aber ich liebe Museen auch heute nicht sehr. Sie hatte sich das ganze Unternehmen ausgedacht, um mich zu zerstreuen und abzulenken. Es war lieb von ihr gemeint. Tante Josephine hatte überhaupt viel übrig für glückliche und unglückliche Liebe. Abends waren wir oft eingeladen, einmal bei Herrn von Aschroth, einem furchtbar reichen, alten Mann,⁴⁷ der unendlich viele Weinberge am Rhein und an der Mosel besass. Er gab ein kleines Souper, Tante Josephine zu Ehren. Ich kann mich nur erinnern, dass bei jedem Gedeck acht oder zehn Weingläser standen. Jeden Moment kam ein Diener, der einem den Namen irgend eines Weines ins Ohr flüsterte, und wenn dann der Gast nickte, schenkte er ein. Ich war aber nicht in der Stimmung zu trinken und am Ende standen all die Weingläser gefüllt vor mir. Tante Josephine bemerkte, wie mir zu Mute war, sie schickte mich unter irgend einer Entschuldigung mit einem Chauffeur ins Hotel zurück. Auf dem Tisch stand ein Blumenstrauss, den eine Freundin, Therese Simon, auch für mich geschickt hatte. Ich fühlte mich da viel wohler als im Palais Aschroth. Nachdem ich ausgelöscht hatte, hörte ich aus dem Nebenzimmer, trotz Doppeltüren, eine süsse, wundervolle Stimme. Die Worte konnte ich nicht verstehen, aber es war mir wie ein Wiegenlied. Am nächsten Tag sagte mir das Stubenmädchen, dass es eine junge Spanierin war, die ihr Kind in den Schlaf gesungen hatte. Es war so schön und ergreifend. Ich schrieb damals folgendes Gedicht:

Warum singst du denn nicht mehr
Die spanischen Wiegenlieder?
Es tönt so süß, so süß und schwer,
O sing, o singe wieder!

Es hat zu mir geklungen
So sanft in stiller Nacht,

⁴⁷ Nicht ermittelt. In der Handschrift: »ein furchtbar reicher alter Jude«.

Wenn du dem Kindlein gesungen
Und ich noch müde gewacht.

O singe heute noch einmal,
Du liebe Nachbarin,
Singst von der Seele mir die Qual,
Und ruhig wird mein Sinn.

Es war aber vielleicht von mir etwas dumm und kindisch, dass ich plötzlich dachte, am Ende sei ich doch musikalisch, weil mir das Singen so gefallen und mir solchen Eindruck gemacht hatte. Bald aber habe ich gelernt, dass Gesang etwas Schönes und Reizendes sein kann, dass aber Kammermusik etwas Ernstes und Höherstehendes ist, und dass man, um sie zu begreifen, in ganz anderer Weise musikalisch sein muss. Und das war Edmund, für ihn gab es nichts andres. –

Bald reisten Tante Josephine und ich wieder nach Wien. Ich war darüber froh, obwohl sich für mich nichts geändert hatte. Dann kam mein Vater eines Tages zu mir ins Zimmer. »Ich möchte ein kleines Abendessen geben, Du kannst den Motesicky dazu einladen.« Ich war sehr glücklich darüber und wusste, wie er sich dies abgerungen hatte. Im engsten Familienkreis waren wir bereits zehn Personen: meine Brüder, meine Schwester Valla und ihr Mann, Onkel Richard und Tante Josephine, mein Vater, Mademoiselle Claas und ich. Wo würde ich Edmund hinsetzen? Er hatte doch mit niemandem Kontakt. Meine Schwester Ilse, die er kannte, war in Holland und er kannte hier nur mich und Robert. Wo würde ich aus unserer Familie nur irgend jemand finden, der die geringste Verbindung zur Musik hätte. Nur Tante Caroline fiel mir ein; sie hatte meinen Grossonkel Julius von Gomperz geheiratet.⁴⁸ Onkel Julius war viel älter als sie; er war Herrenhausmitglied und Grossindustrieller, besass ein Gut und Schloss bei Brünn in Mähren; es hiess Habrovan. Caroline war aus einer kleinen jüdischen Familie in Brünn. In jungen Jahren war ihr grosses Gesangstalent entdeckt worden, sie kam an die Wiener Oper und wurde mit 18 Jahren Kammersängerin. Ein sehr seltener Fall, der noch kaum vorgekommen war. Als sie aber heiratete, war es mit ihrer Carriere zu Ende. Die Frau eines Herrn von Gomperz

⁴⁸ Julius von Gomperz (1823–1909) und Caroline Bettelheim (1845–1925), die bereits mit 16 fest an der Hofoper angestellt war.

durfte nicht auf der Bühne stehen. So waren die damaligen Sitten. Sie blieb aber weiter mit dem Wiener Musikleben in enger Verbindung. Sie sang nur mehr in ihrem Salon, begleitete sich selbst, und unter ihren Zuhörern waren Brahms, Goldmark, Mahler und viele andre, die ihr bewundernd lauschten.⁴⁹

An jenem Abend war der Tisch mit Veilchen und Primeln aus der Hinterbrühl geschmückt; das Menu weiss ich nicht mehr. Besondere Weine gab es auch nicht, mein Vater wollte alles sehr einfach haben. Ich glaube, der Abend verlief nicht zu ungemütlich. Edmund sass zwischen den zwei Tanten und hat sich ganz wohl gefühlt, vor allem dank der sprühenden Konversation von Caroline. Ich sass zwischen Robert und der Claas, sah liebevoll auf die Blumen und etwas ängstlich zu meinem Vater hinüber, der ziemlich schweigsam, wie immer, am Ende der Tafel sass.

Nach jenem Abend vergingen nur noch wenige Wochen: am 3. Mai 1903 haben wir uns offiziell verlobt. Niemand in der Familie war erstaunt, da doch alle wussten, dass es so kommen würde. Am nächsten Tag machten wir einige Besuche. Zuerst gingen wir zu Edmunds Tante, Luise Seiffert.⁵⁰ Sie wohnte in der Florianigasse, in einem alten Haus, wo die Wasserleitung noch auf der Stiege war. Es war eine kleine, freundliche Wohnung, die ins Grüne sah. Die Zimmer waren einfach, aber Luise hatte Sinn für schöne Möbel. Sie kaufte in Pistyan viel zusammen, nur nach dem Gefühl, ohne es besonders zu verstehen. In Pistyan hatte sie eine grössere Villa, die sie im Sommer bewohnte. Ein paar Zimmer vermietete sie an Kurgäste. Tante Luise war eine sehr kluge Frau. Ihren Neffen »Edi« liebte sie unendlich. So nahm sie auch mich mit offenen Armen auf. Danach besuchten wir Edmunds Schwester; sie war viel älter als er, fein und sehr gebildet. Sie lebte ganz in dem Kreis Exner, Frisch und Billroth.⁵¹ Ihr ältester Sohn hatte die jüngste Billrothtochter zur Frau. Ein weiterer Besuch war bei Franz Wertheimstein⁵² in Döbling. Obwohl schon damals sehr leidend, hat sie uns doch empfangen. Ihre

⁴⁹ In der Handschrift wird noch Arturo Toscanini genannt.

⁵⁰ Die Schwester seines leiblichen Vaters, vgl. Anm. 44.

⁵¹ Mediziner um Theodor Billroth (1829–1894), Sigmund Exner (1846–1926), Anton von Frisch (1849–1917). Bei der Schwester handelt es sich um Rosa Hauer, vgl. Lloyd, *The Undiscovered Expressionist* (wie Anm. 26), S. 28f.

⁵² Franziska von Wertheimstein (1844–1907), Tochter von Leopold (1801–1883) und Josephine (1820–1894), geb. Gomperz, von Wertheimstein. Mutter und Tochter teilen sich in der Döblinger Villa der Familie (vgl. Anm. 35) die Gastgeberrolle eines liberalen Salons.

hohe Gestalt, ihr Gesicht, das einer feingeschnittenen Kamee glich, das weisse, leicht gewellte Haar, ihre Stimme, in der ein Unterton von kultiviertem Wienerisch mitschwang, all dies gab ihr einen unendlichen Charme. Sie wurde von allen bewundert und geliebt, ob es berühmte Staatsmänner waren, wie Unger und Plener, Dichter wie Saar und Hofmannsthal, Wilbrandt und Bauernfeld. Die Maler Schwind und Lenbach waren alte Freunde.

Worin lag ihre tiefste Anziehungskraft? Das frage ich mich noch heute, da ich durch Alter und Erleben kritisch geworden, zurückblicke auf diese ferne Zeit, aus der es kaum noch lebende Zeugen gibt. Selten, ganz selten, dass sie für jemanden warm empfinden konnte, oft schien sie kühl bis in innerste Herz. Ich glaube aber, dass sie mich lieb hatte auf ihre Art, und für Edmund hatte sie vom ersten Augenblick an Sympathie. So lieh sie ihm das seit Jahren unbenützte Stradivari-Cello ihres Vaters, das wir später erbten, zugleich mit einem Jugendbildnis meiner Mutter von Ricard,⁵³ der auch Franz als Kind gemalt hatte. Dieses Stradivari-Cello war ein wunderbares Instrument, aber Edmund spielte es nicht so gerne. Es hatte etwas grosse Dimensionen und war schwer zu spielen; er liebte doch nur seine Amati. Nach der Geburt von Marielouise erhielt ich einen reizenden Brief von Franz; es war der letzte, den sie mir schrieb. Im Winter 1906 ist sie gestorben.

Der Mai 1903 war wirklich ein Wonnemonat. Es blühten Maiglöckchen, Flieder und Jasmin. Anfang Juni zogen wir in die Hinterbrühl. Unsere Reitpferde waren aus Ungarn gekommen. Ich ahnte, dass dies vielleicht der letzte Sommer für meinen Lieblingssport, das Reiten, sein würde. Edmund war kein Reiter, er hatte auch nie Gelegenheit dazu gehabt. Am 10. August war unser Hochzeitstag; wir wurden vom Pfarrer Johanny im grossen Salon der Brühl getraut. Ausser der Familie waren nur wenige Gäste. Ilse war mit ihrem Mann aus Holland gekommen. Aus Wien kam nur Pfarrer Johanny mit dem Orgelspieler und Edmund mit seinem Trauzeugen, einem entfernten Vetter, Hofrat Tietze,⁵⁴ Präsident der Geologischen Reichsanstalt. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, noch an meinem Hochzeitstag in aller Früh einen kleinen Ritt zu machen. Um elf Uhr kam

⁵³ Louis Gustave R. (1823–1873) hatte auch Josephine und Franz von Wertheimstein porträtiert [Anm. d. Hg.].

⁵⁴ Emil Tietze (1845–1931). Vgl. Lloyd, *The Undiscovered Expressionist* (wie Anm. 26), S. 30.

der Friseur Pessl heraus, um meinen Brautschleier zu stecken. Um zwölf Uhr war die Trauung. Meine Freunde von der Villa nebenan hatten ihr Harmonium geliehen. Zwischen den grossen eingelegten Bücherkästen war ein langer, schmaler Tisch mit einer weissen Spitzendecke gedeckt. In silbernen Leuchtern brannten Wachskerzen, und in der Mitte stand das Kruzifix. Wir knieten auf roten Samtpölstern aus dem Speisezimmer. Die Rede von Pfarrer Johanny war kurz und schmerzlos, dann war die Zere- monie beendet. Um ein Uhr war das Dejeuner. Es war sehr gut, und nun knallten auch die Champagnerstöpsel. Ich sass zwischen Edmund und dem Pfarrer Johanny. Am Nachmittag ging ein schweres Gewitter nieder, es war aber bald vorbei und über dem Anninger zeigte sich ein Regenbo- gen. Ich nahm ihn als ein Vorzeichen von Glück.

Wir fuhren nach Wien und gleich in Edmunds Wohnung in die Füh- richgasse. Er teilte sie mit Franz Schalk,⁵⁵ dieser war aber für die Sommer- ferien verreist. Er hatte Edmund auch sein zweites Zimmer zur Verfügung gestellt, falls wir es brauchen sollten. Gegen Abend schlenderten wir ein bisschen durch die Gassen, kauften Schinken und Würstl ein, um nicht in ein Restaurant gehen zu müssen. Als wir aber in die Wohnung zurückka- men, stand im Vorzimmer ein grosser Korb von Sacher, in einem Kübel mit Eis war eine Champagnerflasche eingekühlt. Auch Porzellan, Glä- ser und Besteck – es brauchte nur auf den Tisch gestellt zu werden. Ein Freund von Edmund, Karl von Klobasser, hatte uns diese Überraschung bereitet. Da waren junge Rebhühner, Sachertorte, herrliches Obst. Der Hausbesorger war verständigt worden, wenn das Souper gebracht wür- de, alles ins Vorzimmer zu stellen. Ich hatte nicht viel Hunger und habe erst in der Nacht von den herrlichen Trauben gegessen. Am nächsten Morgen mussten wir früh aufstehen, denn der Zug nach Paris ging um neun Uhr. Die gute Tante Josephine hatte sich ein besonderes Hochzeits- geschenk ausgedacht. Sie kannte mich ja so gut von den Reisen her, die ich im vergangenen Jahr mit ihr gemacht hatte. »Ich möchte, dass Du diese Reise recht geniesst. Hier hast Du eine Anweisung auf meine Bank in Paris und einen Brief an den Manager im Grand Hotel. Er wird Dir eine Kammerjungfer empfehlen, die Du in Frankreich zur Aushilfe aufnehmen kannst. Dann bist Du alle Sorgen wegen aus- und einpacken los; sie kann Dir manches nähen, Dich frisieren, Kleinigkeiten auswaschen und der-

⁵⁵ Franz Schalk (1863–1931), Dirigent, zwischen 1918 und 1929 Direktor der Hofoper.

gleichen. Ich habe so ein Wesen einmal gehabt, als meine Caroline krank war.« Mit grosser Freude habe ich es angenommen. Am selben Abend gab ich den Brief im Hotel ab. Schon am nächsten Morgen klopfte es an der Zimmertüre; ich war noch nicht fertig, sperrte aber auf. Da stand eine schlanke, grosse Blondine mit einem lieben, bildhübschen Gesicht und strahlend blauen Augen. »Ich bekam die Verständigung durch das Hotel, dass Madame für eine Zeit jemanden suchen.« Sie sprach fliegend französisch mit einem leicht fremden Akzent. »Ich heisse Alva Gronlund und könnte morgen kommen.« Ich war ganz paff über ihre Schönheit und ihr elegantes Aussehen. Was würde Edmund dazu sagen? Aber ich wusste, dass er für hübsche Frauen viel übrig hatte und da würde es ihm schon recht sein. So besprach ich alles mit Alva und sie erschien am nächsten Morgen. Edmund war auch von ihrem Aussehen überrascht und machte seine Scherze mit ihr. Alva Gronlund freute sich darüber, hat aber nie vergessen, dass sie quasi bei mir angestellt war. Sie war immer voller Takt, lieb und vergnügt. So blieb es die ganzen Wochen, die sie mit uns herumgereist ist. Wir waren schliesslich wirklich mit ihr befreundet. Erst Dinard, dann Genf und zuletzt Grundlsee. In Salzburg trennten wir uns, Alva fuhr nach Paris zurück, wir nach Wien. Ich hörte dann noch öfters von ihr aus Schweden, wohin sie zu ihrer Familie zurückgekehrt war. Nach einigen Jahren hörte der Briefwechsel auf, ob zuerst ich nicht mehr schrieb, oder sie, weiss ich nicht mehr.

Wieder in Wien angelangt, fand ich es herrlich, in mein Zimmer zurückzukommen, mein eignes Bett zu haben und die vertrauten Bilder um mich her. Dazu die überschwengliche Begrüssung meines Stubenmädchens, die sich Kammerzofe nannte, weil das noch schöner klang, als Kammerjungfer. Edmund fuhr in seine Wohnung in die Führichgasse und blieb dort die knappe Woche bis wir am 12. September zur Hirschbrunn nach Vaszony⁵⁶ reisten, ein Besitz, den meine Brüder und ich von unserer Mutter geerbt hatten. Auch die Claas war noch in der Oppolzer-gasse in ihrem Zimmerchen neben dem meinen. Sie überraschte mich mit der Nachricht, dass sie ihren Jugendfreund, Dr. Kirpal, heiraten werde. Er war Ingenieur und hatte nun eine Anstellung an der Technischen Hochschule bekommen. Sie versicherte mir, dass sie mir noch jederzeit zur Verfügung stehen würde, falls ich sie brauchen sollte.

⁵⁶ Bei Veszprem (Ungarn).

Am 14. September, zwei Tage nach unserer Ankunft, kamen schon die ersten Jagdgäste. Sie wohnten nicht im Schloss, sondern oben im Wald, in einem kleinen Jagdhaus. Auch Papas Köchin, Bertha, war gekommen und verwöhnte die Herren mit ihren herrlichen Mahlzeiten. Die Gäste waren aber grösstenteils nicht die unseren; manche waren noch aus Todesco Zeiten, wie Ludwig Ganghofer, Professor Exner, der alte Graf Beck, ein Freund Kaiser Franz Josephs. Auch Freunde von Onkel Richard waren da, der Vater Skoda, »Kanonenskoda«⁵⁷ genannt, und andre. Dann kamen auch Bekannte meiner Brüder. Im kleinen Jagdhaus hatten immer nur vier bis fünf Gäste gleichzeitig Platz, daher konnten die Eingeladenen immer nur ein paar Tage bleiben. Ernst und Robert hatten kein Interesse an der Jagd, aber Edmund war ein leidenschaftlicher Jäger. So kam es, dass meine Brüder ihm bald die ganze Einteilung überliessen und er oben im Jagdhaus der Hausherr wurde. Obwohl mir nur ein Drittel des Riesengutes gehörte, das wir von meiner Mutter geerbt hatten, war das Schloss, das man in Ungarn »Castell« nannte, ganz zu meiner Verfügung. Dort verbrachten wir viele Monate der ersten glücklichen Jahre. Ich hatte den Mann gefunden, den ich liebte, und hatte zwei Kinder, so wie ich es mir erträumt hatte. Erst einen Knaben, dann ein Mädchen; es waren gesunde, frohe und schöne Kinder. Ich hatte ein dreifaches Zuhause, den Brahmsplatz in Wien, die Hinterbrühl und Vaszony. Dort war ich immer glücklich und zufrieden, ich wollte nicht reisen. Aber Edmund zuliebe fuhren wir doch einmal nach St. Moritz, einmal nach England, einmal nach Paris. Einmal machte ich auch, von Dr. Seligstein eingeladen, mit Edmund eine Gamsjagd mit; ich habe sie aber nicht genossen; Hochgebirge und Steigen waren nichts für mich.

Unter meiner Unmusikalität litt ich oft, und die Kammermusikabende waren mir ein leichter Schrecken. Manchmal schien so ein Stück gar kein Ende nehmen zu wollen, und wenn ich meinte, dies sind nun die letzten Takte, dann ging es immer noch weiter und wieder weiter. Verstohlen ging ich hinaus, um der Köchin zu sagen, es wird noch zehn Minuten dauern, oder auch noch zwanzig, ehe sie anrichten kann; ich sah ihr grantiges Gesicht und den verbratenen Braten. Nach dem Souper zog ich mich dann gleich zurück und hörte nur durch die geschlossenen

⁵⁷ Gemeint ist vermutlich der Großindustrielle Emil von Skoda (1839–1900), der von der österreichisch-ungarischen Heeresverwaltung umfangreiche Rüstaufträge erhielt, 1903 allerdings schon verstorben war.

Türen das leise Spielen. Viele wunderbare Momente kamen, wenn wir die Abende allein verbrachten. Spät ging dann Edmund manchmal noch ins Caféhaus für eine Partie Schach oder Billard, und in der Früh fand ich oft ein Sträusserl Veilchen oder Maiglöckchen auf meinem Nachttisch. Ich hielt sie lange in der Hand und atmete ihren Duft.

Die Jahreszeiten reihten sich im gleichen Rhythmus aneinander, der Winter in Wien, Frühling und Sommer in der Hinterbrühl und der Herbst in Vaszony.

Es war im Herbst 1909, die ersten Gäste waren abgereist, Edmund war auf der Jagdhütte geblieben, da erhielt ich ein Telegramm von Robert, dass er tags darauf mit Hofmannsthal ankommen werde. Ich freute mich wohl, wunderte mich aber, dass Hofmannsthal zur Jagd käme, er war doch nie ein Jäger gewesen. Am nächsten Abend telefonierte Robert, sie seien angekommen, ob Hofmannsthal mich am übernächsten Tag besuchen könne. Dann solle ich einen Wagen auf den Kapegy-Berg zum Jagdhaus senden. Natürlich sagte ich zu und verständigte den Verwalter.

Den nächsten Tag verbrachte ich damit, Speisezettel zu machen und mit Johann zu beraten, welchen Wein man geben solle. »Schade, dass wir keine Blumen für den Tisch haben«, meinte ich, denn der alte Gärtner war nur auf Gemüse eingestellt. – »Das macht nichts«, sagte Johann, »darf ich die alten Herrender Aufsätze nehmen?« (Herrend war eine berühmte ungarische Porzellanfabrik.) Ich sah, dass Johann fühlte, dieser Gast sei mir wichtig und überliess ihm das Weitere. Das Menu war gemacht, ich war überzeugt, dass nichts fehlgehen könne, obgleich unsere gewohnte gute Köchin nicht da war, sondern nur eine Aushilfe. Am nächsten Morgen in der Früh fing ich an, ganz unnötigerweise Tische und Fauteuils umzustellen, die Geweihe im Vorzimmer zurechtzurücken, den Stiegenteppich nochmals abkehren zu lassen, – lauter Dinge, die niemand bemerken würde. Gegen Mittag ging ich ins Kinderzimmer, das tat ich fast täglich zu dieser Stunde, denn es machte mir solchen Spass, wenn Frau Annerle meine Sproesslinge fütterte und sie mit so viel Vergnügen ihre Mahlzeiten verzehrten. Gleich nach 12 Uhr hörte ich auf dem Kies vor dem Schloss das Knirschen der Räder. Ich eilte hinunter. Hofmannsthal stand, mich erwartend, im sogenannten Billardzimmer. Johann hatte ihm schon Mantel und Hut abgenommen. Dieser Raum war früher das Vorzimmer gewesen, alles sehr einfach, weissgetünchte

Wände, Strohmöbel, ein Kokosläufer. An den Wänden unzählige grosse und kleine Geweihe, dazwischen ein paar englische Jagdstiche. An den beiden Schmalseiten des langen Raumes standen zwei alte Öfen, die mit grossen Holzscheiten von aussen geheizt wurden. Ich begrüsst Hugo ein wenig ausser Atem, ich hatte mich noch nicht einmal umgezogen. Da das Essen erst um ein Uhr bereit sein sollte, schlug ich ihm vor, durch den alten Park zu gehen. Es war darin nicht viel zu zeigen, ausser einer unendlich grossen Wiese, von alten Eichen, Buchen und Kastanien umgeben. Dahinter lag ein breiter Waldweg, auf dem man auch reiten und fahren konnte. Am Ende der Wiese war ein Tannenwäldchen, darin stand ein Gedenkstein für meinen Onkel Hermann Todesco,⁵⁸ den einzigen Bruder meiner Mutter. Er war in jungen Jahren mit einem Viererzug verunglückt. Als er dem Kutscher helfen wollte, traf ihn der Huf eines Pferdes auf den Kopf. Er war lange krank; der berühmte Professor Billroth hat ihn behandelt. Billroth soll damals gesagt haben, wenn er drei Jahre überlebe, könne er gesund werden. Aber nach zwei Jahren, als Hermann gerade in Vaszony war, brach die Wunde wieder auf und er starb dort nach einigen Tagen. –

Ich zeigte Hofmannsthal den Gemüsegarten; wir gingen über eine kleine Brücke bis zu den Artischocken. Sie standen da wie grosse, graue Disteln und es fehlte nur ein kleiner Esel, der daran geknabbert hätte. Aber ausserhalb der Einzäunung sah man Schafe und Ziegen, und die Aussicht auf den Kinische [sic] Turm war so klar und nah. Ich erzählte Hofmannsthal die Sage vom Räuberhauptmann, der sich dort tagelang mit zwanzig Mann gegen eine Schwadron Husaren behauptet hatte, bis er schliesslich gefangen genommen und erschossen wurde. Wir gingen dann längs des rieselnden Baches zurück zur langen Mauer, die den Park gegen Westen abschloss. Auf die nicht hohe Mauer hatte ich mir einen Steinsitz machen lassen, um die untergehende Sonne weit über die Stoppelfelder hin sehen zu können. Für mich war es schöner als das wogende Meer. Hier war alles ruhig und glatt, nur ein paar Ziehbrunnen zeichneten sich gegen den Himmel ab. Hofmannsthal meinte: »Ich würde es auch schön finden und oft hier sitzen.« Dann gingen wir zurück zum Castell, wo Johann schon mit dem Essen auf uns wartete. Der Tisch im Speisezimmer war wirklich schön gedeckt, ein blütenweisses Tischtuch

⁵⁸ Hermann Todesco (1852–1876).

auf der langen Tafel, in der Mitte das Obst auf rotem und grünem Weinlaub. Äpfel, Nüsse, Trauben und Birnen, und dazwischen die Weinranken, die den endlos langen Tisch schmückten. Der dumme Tisch war für mindestens zehn Personen, man konnte ihn nicht kleiner machen, nur noch grösser. So war es etwas komisch, dass ich mit Hofmannsthal so allein an dieser Tafel sass. Der Diener brachte die Bouillon, dann die Artischocken mit Hollandaise. So weit war alles recht gut. Aber dann – der Rehschlegel war steinhart, ein alter Bock, der nicht Zeit gehabt hatte, abzuliegen oder in Beize zu sein. Dafür waren die Erdäpfelnudeln zu weich und die Preiselbeeren waren vergessen worden. Das Zitronensoufflé war eingefallen. Ich schämte mich furchtbar, sagte aber nichts, und Hofmannsthal war auch zu fein, um etwas zu bemerken. Aber er nahm von allem nur einmal und dachte sich wohl sein Teil. Er war durch seine Schwiegermutter und seine Frau sicher verwöhnt. Dafür wirkte aber Johann mit einem glattrasierten Gesicht und dunkelblauem Frack wie die Vornehmheit selber! In den kleinen Salon nebenan brachte er dann den Kaffee und Likör. Dieses Zimmer liebte ich, denn es war klein, hatte eine dunkelrosa Tapete und neue Chintzvorhänge, und auch die Fauteuils waren frisch bezogen. In einer Ecke stand ein wunderschöner weisser Empirekamin mit Putten und griechischen Gestalten. In diesem Raum war es fast kühl, denn Johann hatte die grünen Jalousien geschlossen, nur hier und dort drangen einige Sonnenstrahlen durch die Spalten. An der Hauptwand hing zu meiner Belustigung ein Riesenbild von Tante Fanny Worms. Sie stand in einem, für damalige Begriffe, tief dekolletierten gelben Kleid und mit Rosen im Haar vor einem roten Vorhang. Niemand wollte dieses Bild, und so blieb es in Vaszony hängen. Hofmannsthal fühlte sich anscheinend wohl in diesem Raum. Bald aber rückte ich mit etwas heraus, das mich sehr beschäftigte. »Sie kennen doch Lili Schalk«,⁵⁹ sagte ich, »und Sie wissen vielleicht, dass Edmund jahrelang mit Schalk befreundet war. Sie hatten in der Führichgasse eine gemeinsame Wohnung, und später war Schalk oft zu Kammermusikabenden bei uns. Als er dann heiratete, war es plötzlich aus. Das kann doch nur Lilis Schuld sein!« – »Nun ja«, meinte Hofmannsthal, »aber das ist nichts Persönliches. Die Lili hat so viele gesellschaftliche Verpflichtungen und

⁵⁹ Lili Schalk (1872–1966), geb. von Hopfen, mit Hofmannsthal befreundet ab 1892, 1904 Heirat mit Franz Schalk. Vgl. Anm. 55.

wenn es ihr manchmal zu viel wird, sagt sie: »Franzi, nicht wahr, den kennst du nicht, und dann ist der Betreffende für Schalk abgetan.« – »Ja, ich weiss, dass es nichts Persönliches ist, Schalk hat es mit noch näheren Freunden, als wir es waren, auch so gemacht, mit Berti Goldschmidt und dessen Frau, und mit Josef Schey.« – Nun, Hofmannsthal hat Lili Schalk verteidigt, wenn auch lächelnd. Er wisse so genau wie ich, dass auch ein gewisser geistiger Snobismus mitspiele.⁶⁰

Um drei Uhr kam der Diener herein und meldete, der Wagen für den gnädigen Herren sei da, um ihn zum Jagdhaus zurückzubringen. Hofmannsthal blieb dann noch kurz und fragte, ob er meine Kinder sehen dürfte. Ob es Liebenswürdigkeit war, oder ob er sie mit seinen eigenen vergleichen wollte? Wir gingen ins Kinderzimmer; Marielouise schlief noch, Karl war etwas ungehalten, denn er wollte schon in den Garten, um zu spielen. So war der Besuch des fremden Herrn sehr kurz. Hofmannsthal stieg in den Wagen, er fragte, ob er mich noch sehen würde. Da ich aber wusste, dass in dem Jagdhaus mein Zimmer bald nicht mehr frei sein würde, sagte ich: »Ich glaube kaum.« Dann fuhr der Wagen zum Tor hinaus; eine dicke Staubwolke verhüllte Pferde, Kutscher und Hugo, so dass ich nichts mehr sehen konnte. – Abends telefonierte Robert von Kapegy aus, Hugo hätte die Fahrt sehr genossen. Den herbstlichen Wald, die Wiesen, auf denen die Herden weideten, die unendliche Ebene und dann auch das Castell selber hätten ihm einen dauernden Eindruck hinterlassen. Das Castell fände er in seiner Einfachheit schön, die wunderbaren Öfen seien ganz einzig in ihrer Art. »Er lässt Dir noch sehr danken.«

Wie beinahe alljährlich, blieben wir auch in diesem Herbst den ganzen Oktober in Vaszony. Es kamen dann vereinzelte Gäste aus Wien, die keine Jäger waren, und bei uns im Castell wohnten. Da waren Freunde von Robert, wie August Heymann⁶¹ mit seiner schönen Frau. Heymann war ein grosser Sammler von *Viennensia* und Miniaturen. Erich Jurie, Graf Münster, und einmal auch Robert Bach mit seiner Frau Leonore. Diese, eine alte Freundin von Edmund, war eine grosse üppige Gestalt mit rötlichblondem Haar, einem wundervollen Teint und feinem Profil. Sie war Oratoriensängerin und trat auch in Konzerten auf, sang im Gewandhaus

⁶⁰ In der Handschrift weiter: »und sie für Aristokraten eine Schwäche hatte.«

⁶¹ August Heymann (1857–1937), Kunstsammler.

von Leipzig, wo nur die Besten der Besten aufgefordert wurden. Die ganze Familie Bach war wohl die musikalischste, der ich je begegnet bin. Robert Bach spielte Geige und jede seiner vier Töchter ein andres Instrument. Was Wunder: Robert und Leonore waren Cousins und stammten beide in direkter Linie von Johann Sebastian Bach ab. Man mag ja über Vererbung verschiedener Ansicht sein, aber irgend etwas ist doch daran.

An Samstagen und Sonntagen liess Edmund kleine Treibjagden an den Rändern der Felder und Wälder veranstalten. Man fuhr mit zwei bis drei Wagen hinaus, nahm Proviant mit, ass im Freien. Es wurden Hasen, Fasanen und Rebhühner geschossen. Manchmal kam auch ein Fuchs zur Strecke und einmal ein Rudel junger Wildschweine. Von den Hausgästen kam mit, wer gerade Lust hatte, und ausser uns nur das Jagdpersonal, und manchmal ein paar Gutsbeamte. Es waren dies die nettesten kleinen Jagden, die ich am meisten liebte.

Man schrieb das Jahr 1909. Da breitete das Schicksal dunkle Schatten über mein Leben. Edmund war Anfang Dezember zu grossen Jagden in der Slowakei eingeladen, dort erkrankte er: der Arzt aus der nächsten kleinen Stadt wurde gerufen, erkannte aber nicht, dass es sich um eine plötzliche Darmverschlingung handelte, und Edmund wurde erst nach vier Tagen nach Wien zurückgebracht. Man operierte zwar, es war aber zu spät. Jene Nacht im Sanatorium verbrachte ich in einem Nebenzimmer; unser Hausarzt war bei uns. Einmal liess er mich noch zu ihm, dann bat er mich, nicht mehr hineinzugehen. Nur Bertha Jurie war bei mir. Ich wollte nur jemanden um mich haben, der Edmund gekannt und ihn lieb gehabt hatte. Als alles vorbei war, brachte mich Bertha in die Oppolzergasse zu Tante Josephine Lieben; diese hatte das so gewünscht und es war gut gemeint. Ich wäre lieber nach Hause auf den Brahmsplatz gefahren, aber ich hatte keinen Willen, alles in mir war ausgelöscht. Ich hatte das Gefühl, wie wenn ich allein, ganz allein in der Welt stehen würde. Nach zwei Tagen ging ich zu meinen Kindern zurück. Langsam, ganz langsam fand ich mich wieder. –

Ich erinnere mich, wie ich immer zusammenzuckte, wenn die Türglocke zu einer ungewöhnlichen Stunde läutete. Nach vielen Wochen fragte Professor Auber an, ob er manchmal eines der beiden Celli spielen

dürfe; ich sagte zu. Als er dann aber kam und spielte, geriet Karl in eine derartige Aufregung, seine Tränen waren stundenlang nicht zu stillen, so dass ich Auber bitten musste, nicht mehr zu kommen. Karl war damals noch nicht sechs Jahre alt. –

Noch vor 1914 starb Robert nach langer, schwerer Krankheit. Er war in Joachimstal gewesen, hatte dort die Radiumbestrahlungen bekommen. Da eine Besserung und Hoffnung auf Genesung eintrat, heiratete er die junge Burgschauspielerin Anni Schindler;⁶² sie war hübsch und lieb und altwienerisch. Es wurde eine gute Ehe, aber Robert lebte nur noch zwei Jahre. Meine Brüder hatten beschlossen Vaszony zu verkaufen; ich war unglücklich darüber, wollte ihnen aber nichts in den Weg legen. Besonders Ernst hatte gar keine Beziehung zur dortigen Landschaft und Art des Lebens.

1914 starb mein Vater im 81. Lebensjahr; sein Tod ging mir sehr nahe. Viele Abende der Woche hatte ich immer bei ihm verbracht; die Oppolzergasse war noch immer mein zweites Heim. Meja war bei ihm geblieben; sie hatte ihr kleines Zimmer und wurde vom Stubenmädchen meines Vaters betreut. Nach seinem Tod zerbrachen meine Schwester Valla und ich uns den Kopf, was nun mit ihr werden solle. Wir dachten daran, ihr nach der Auflösung der Oppolzergasse eine kleine Wohnung zu nehmen und ihr das Stubenmädchen mitzugeben. Aber es kam anders. Kaum vier Wochen nach dem Tod von Papa telefonierte mir Valla: »Meja ist beim Ausgehen von einem Wagen niedergestossen worden; Professor Schnitzler⁶³ war da, aber es sind innere Verletzungen und es ist nichts mehr zu machen.« So ist Meja, still und bescheiden wie sie immer war, von uns gegangen.

Dann kam der erste grosse Krieg und mit ihm begannen die Veränderungen im alten Österreich. Persönlich waren wir wenig betroffen, denn Karl war zu jung, Marielouise war daheim und ich hatte wenig Bekannte, die einrücken mussten. Auch sonst ging es uns besser als vielen. Der Diener Anton brachte oft einen gefüllten Rucksack mit Lebensmitteln heim und die liebe Frau Annerle kam aus Ödenburg – es gab ja noch

⁶² Vgl. Anm. 30.

⁶³ Julius Schnitzler (1865–1939), Chirurg, Bruder Arthur Schnitzlers.

keine Grenze – mit Eiern, Speck und Mehl, Schätzen, die in Wien schon rar wurden. Aber Wien selber war anders geworden. 1916 starb der Kaiser Franz Joseph und mit ihm eine ganze Zeit. Keine Burgmusik gab es mehr, keine berittenen Burggendarmen. –⁶⁴

Dann war der Krieg zu Ende und man atmete auf, obgleich er verloren war. Hofmannsthal hatte ich all die Jahre nicht mehr gesehen. Es muss nach dem Ende des Krieges gewesen sein, als ich einmal in die Hinterbrühl fuhr und auf dem Perron vom Südbahnhof mit Hugo zusammentraf, der auf dem Weg nach Rodaun war. Er erzählte mir, dass er gerade in der Nacht von München nach Wien gekommen sei. »Sie hatten wohl Schlafwagen?« sagte ich. »Ja, freilich, das gibt es wieder aber das Schöne ist, wenn man verheiratet ist, muss man nie mit einem Fremden im Coupé des Schlafwagens fahren.« Diesen Satz habe ich mir gemerkt; er war ganz ernst gemeint. – Ich erinnere mich nicht, wann es war, aber einmal habe ich Hofmannsthal angerufen, weil ich mit ihm über seinen Schwager Hans Schlesinger⁶⁵ sprechen wollte. Es war das einzige Mal, dass Hofmannsthal bei mir am Brahmsplatz war. Hans Schlesinger hatte jahrelang in Rom gelebt. Ich kannte ihn in seiner Jugend kaum, traf ihn aber einmal bei Franzi Wertheimstein. Er war Maler und wollte ihr Portrait malen, aber es ist nie dazu gekommen. Dann hatte ich wohl gehört, dass er sich in Rom taufen liess und in den Cisterzienser Orden eintrat. Eines Tages läutete es an der Wohnungstür, und da gerade niemand da war, öffnete ich, und vor mir stand Pater Schlesinger in seiner Kutte, ein Käppchen bedeckte die Tonsur. Wir begrüßten einander und ich freute mich, ihn wiederzusehen, nach so vielen unruhigen Zeiten. Er trank Tee mit mir und wir plauderten ganz gemütlich zusammen. Nach kurzer Zeit besuchte er mich wieder, und dann bald wieder, und noch

⁶⁴ Die Beschreibung des Kriegsbeginns lautet im Manuskript: »Dann kam der erste große Krieg. Kaiser Franz Josef starb. Die Burgmusik hörte auf. Keine berittenen Burggendarme mehr! Ich hatte kaum Bekannte, die in den Krieg mussten! Mein Sohn war noch zu jung, Marielousie war daheim. Man konnte sich fast alles verschaffen an Esswaren wie an Kleidern. Ich hatte einen geschickten Diener, Anton, der immer in die Gegend von Wien Ausflüge machte und mit vollgestopften Rucksäcken nach Hause kam. Sogar unsere liebe Frau Annerle brachte Eier und Speck von Ödenburg. Damals gabs ja keine Grenzen zwischen Österreich und Ungarn. Die Vorräte von Mehl waren in einer großen alten Truhe. Immer wurde dazu geschüttet, statt das alte Mehl zu verbrauchen! So spazierten eines Tages die Mehlwürmer aus den Fugen und glotzten uns an! So musste man das Mehl in Säcke füllen und einem Bauern schenken, der das Vieh damit fütterte. Der Krieg war so weit fort von uns, dass er für uns keine Schrecken brachte.«

⁶⁵ Hans Schlesinger (1875–1932), Maler, der Freund und Schwager Hofmannsthals.

ein viertes Mal. Zuerst wunderte ich mich, erfasste es aber schnell – er wollte mich bekehren – er wollte sozusagen meine Seele vor dem Fegefeuer retten. Aber da war noch kein Fegefeuer und meine Seele war ganz brav und anständig. Ich wollte keine religiösen Gespräche, und er sollte mich damit in Ruhe lassen! Aber er meinte es ja gut und ich wollte ihn nicht kränken und ihn nicht bitten, nicht wiederzukommen. Dies alles erzählte ich Hofmannsthal. Er beruhigte mich in ein paar Worten: »Dies alles können Sie Hans ruhig selber sagen, er wird nichts übelnehmen. Sie können ihn auch bitten, nicht mehr zu kommen, wenn Ihnen das lieber ist. Er wird vielleicht traurig lächeln und nicht mehr kommen.« Wir sprachen dann noch ein wenig miteinander und als Hofmannsthal mich verliess, war ich getröstet und erleichtert. – Zu der Aussprache mit Pater Schlesinger ist es dann aber gar nicht gekommen. Ich hörte, er sei krank, da oben im Kloster auf der Stubenbastei. Nach einigen Monaten rief mich Gerty Hofmannsthal an und bat mich, wenn ich Zeit hätte, ihren Bruder zu besuchen. – »Hans wohnt jetzt bei meiner Mutter im Heinrichshof, er hat dort ein besseres Zimmer und bessere Pflege. Besuche sind das einzige was ihn zerstreut.« Ich machte mit Gerty sogleich einen Tag aus und bat sie, womöglich dort zu sein, wenn ich käme. Sie versprach es auch. So stieg ich die zwei Stockwerke im Heinrichshof hinauf, mir war ein bisschen bang zumute, denn nun wusste ich, dass es Syphilis war, die den armen Hans schon in Rom befallen hatte; dies war damals noch unheilbar und meist wussten es die Kranken selber. Gerty führte mich in sein Zimmer, es war klein, aber hell und ruhig. Pater Schlesinger lag in seiner weiss-schwarzen Dominikanerkutte auf seinem Bett. Er begrüßte mich, aber ich sah wie ihm jedes Wort schwer fiel. Seine früher so sonore Stimme war belegt und stockend. An der Wand über seinem Bett waren kleine Heiligenbilder angebracht. Ich stand bald auf um zu gehen. Er wollte mich zurückhalten, aber ich sagte, ich wolle ihn nicht ermüden. Da drückte er mir ein zerlesenes Gebetbuch und ein kleines Heiligenbild in die Hand. Da Gerty nicht mit mir ins Vorzimmer kam, legte ich das Gebetbuch in eine dunkle Ecke, das Heiligenbildchen nahm ich mit. Nach einigen Monaten trugen sie Pater Schlesinger zu Grabe. –

Es war im Winter 1927. – Wie jeden Tag ging ich von der Wieden in die innere Stadt, um ein paar Besorgungen zu machen. An der Ecke Kärntnerstrasse-Walfischgasse begegnete ich Hofmannsthal. Er schien

erfreut, mich zu sehen, und ohne viel zu sagen, schloss er sich mir an. Er erzählte mir, dass seine Tochter Christiane Wien verlassen habe, um in Heidelberg zu studieren. Er schien darüber nicht sehr beglückt. »Wie macht man das«, sagte er, »dass ein Mädl einen Mann findet, den sie gern hat und dann heiratet?« – »Da kann man gar nichts machen, das ist Zufall«, sagte ich. Dann erzählte ich ihm von meiner eigenen Tochter, die mit 15 Jahren zu meiner Schwester nach Holland fuhr und nun schon zum zweiten Mal wegen ihrer Malerei nach Paris ging. »Den Winter will sie nie in Wien sein; die Sommer sitzen wir wohl meist in der Hinterbrühl.« Dann sprachen wir von Marie Gomperz. »Haben Sie sie kürzlich besucht?« – »Ja, aber sie liess sich verleugnen. Sie wollte mich nicht durch ihre Taubheit anstrengen. Ich sah nur Nelly.⁶⁶ Ich werde auch nicht mehr hingehen; es hat keinen Sinn.« Ich meinte aber, er solle es doch wieder versuchen. Schon die Tatsache, dass er sie sehen wolle, würde sie freuen. »Nein, nein, das kann ich nicht.« Ich drängte ihn nicht weiter und wir sprachen von anderem. Ich machte meine paar Kommissionen und Hofmannsthal blieb vor den Geschäften stehen und wartete. Als wir vor dem grossen Käsegeschäft am Neuen Markt anlangten, sagte ich, hier würde es ihm zu lange dauern. Als ich aber wieder herauskam, stand er noch vor dem Papierladen an der Ecke Neuer Markt und Plankengasse. Er sah auf die Uhr und meinte dann: »Wollen Sie nicht meine kleine Stadtwohnung ansehen? Sie ist ganz modern von Strnad⁶⁷ eingerichtet.« Dann fügte er, um mich zu ermuntern mitzukommen, noch hinzu: »Es ist nur zwei Minuten von hier, in der Stallburggasse.« Ich ging also mit und der Hausmeister liess uns im Aufzug in den vierten Stock hinauf. Hofmannsthal sperrte die Wohnung auf. Wir kamen in einen sonderbaren Raum, alle Wände von oben bis unten in mattem Holz getäfelt. Das Vorzimmer war durch Oberlicht erhellt, keine Schnalle, kein Schlüssel, auch keine Kleiderhaken waren zu sehen. Alles ging durch fast unsichtbare Druckknöpfe auf. In einem eingebauten Kasten hingen die bis dahin unsichtbaren Kleiderhaken. Man hatte das Gefühl, in einer grossen Zigarrenkiste zu sein. Dann führte mich Hofmannsthal ins Wohnzim-

⁶⁶ Marie Gomperz (1870–1940), Jugendfreundin Hofmannsthals; der intensive Briefwechsel der Jahre 1892/93 nimmt über die Jahre ab und endet 1916. Auch mit ihrer Schwester, Cornelia (Nelly) Gomperz, wechselte Hofmannsthal Briefe. Vgl. BW Gomperz, S. 9–31.

⁶⁷ Der Innenarchitekt Oskar Strnad (1879–1935) entwarf auch das Bühnenbild zur Wiener Erstaufführung (1924) von Hofmannsthals Komödie »Der Schwierige«.

mer. Auch hier war alles getäfelt, aber das Holz war poliert und hatte einen schönen rötlichen Glanz. Auf dem Boden lagen ein paar alte, hübsche Teppiche. An einer Wand waren grosse Bücherregale; dicke, alte Bücher standen darin, in wundervollen ledernen Einbänden, peinlich geordnet. In der Mitte des Raumes ein niederer Tisch und darauf nichts, als ein grosser dunkelroter Azaleenstock. Drei oder vier kleine Fauteuils standen umher. Ob an den hohen, schmalen Fenstern Vorhänge waren, erinnere ich mich nicht.⁶⁸ Hofmannsthal machte mich aufmerksam auf das niedere, unregelmässige Ziegeldach der Stallungen der Spanischen Hofreitschule, auf das man hinuntersah. – »Und da drüben, ganz rechts, sehen sie bis in die Habsburgergasse und zum Michaelerdurchhaus.« Es war eine so urwienerische liebe Aussicht, hier im Herzen der Stadt. Hofmannsthal ging ins Nebenzimmer, kam aber gleich zurück und sagte: »Die Gerty ist schon nach Rodaun gefahren. Ich treffe sie erst gegen Abend draussen.« Die Gerty, die Gerty – ich hatte ganz vergessen, dass es eine Gerty gab, und doch hatte ich sie recht gern. »Grüssen Sie sie vielmals von mir«, sagte ich nur. Nun standen wir vor dem grossen Azaleenstock. Ich meinte, er sei eigentlich die einzige starke Farbe und das Lebendigste hier im Zimmer. Es sollte keine Kritik sein, aber es kam ein bisschen so heraus. »Ja, der Stock ist sehr schön, den hat uns neulich die Tante Jella geschickt.« Tante Jella, das war die jüngste Schwester meiner Mutter. Ich wusste, dass er sehr gut mit ihr war und jeden Herbst ein paar Wochen bei ihr am Ramgut in Aussee verbrachte. Dann sprachen wir über Tante Jella und über das Ramgut und er sagte, wie schön es dort sei und wie ruhig und gut er dort immer arbeiten könne. Dann war es Zeit für mich, nach Hause zu gehen. Hofmannsthal begleitete mich zur Stiege. Ich stieg die vier Stock hinab und dachte nur, wo ich schnell ein Taxi finden würde, um rechtzeitig zu Hause zu sein. Ich war immer ein fanatisch pünktlicher Mensch. –

Erst in meinen vier Wänden überdachte ich alles. Dass dieser Vormittag etwas Besonderes gewesen war, etwas Einmaliges. Ich hatte Hugo begegnet, wir waren durch die vertrauten kleinen Gassen gegangen. Er

⁶⁸ Diese Schilderung entspricht nicht den historischen Fotografien und den Entwürfen von 1916: Strnad orientierte sich in der Gestaltung der Räume am Empirestil, die Wände waren mit grauem Stoff bespannt (vgl. Oskar Strnad. 1879–1935. Hg. von Iris Meder und Evi Fuks. Salzburg/München 2007, S. 135). Die Vermutung liegt nahe, dass die Autorin hier eine spätere, umgestaltete Inneneinrichtung der Wohnung dokumentiert. Für diesen Hinweis danke ich Katja Kaluga (Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M.) herzlich.

hatte mir sein Herz über Christiane ausgeschüttet und auch viel über sich selbst gesprochen, wenn ich auch nicht alles so wiederzugeben vermag. – Ja, dieses Einmalige sollte auch einmalig bleiben. Ich wünschte es mir gar nicht anders.

Bad Aussee, 24. IX, 1926

Lieber Herr v. Motesicky,

verzeihen Sie dass das so lange gedauert hat. Ich habe die meisten Gedichte schon einmal gelesen, gleich wie sie gekommen waren, aber ich wollte sie noch einmal lesen, und es schob sich immer etwas dazwischen: außerhalb meiner Arbeitsstunden musste ich sehr viele Briefe beantworten und Ähnliches mehr.

Natürlich spricht aus diesen Sachen eine wirkliche eigentümliche Begabung, das müssen Sie ja doch auch wissen, nicht? Es ist alles eigentümlich daran, das Erblicken der Dinge der Rückbezug auf das Individuum, und der Ausdruck.

Hier in der Nähe hängt in meinem Zimmer ein mit der Feder angefertigtes Bild. Es stellt eine Art Bauernkirchweih dar, oder eine Scene aus dem Schlaraffenland, aber mit lauter jungen üppig gewachsenen Menschen, und Kinder dazwischen. Es sieht aus wie von einem Niederländer, auf den zweiten Blick dann erscheint es mehr wie aus dem Temperament eines deutschen Romantikers. Es ist sehr frech und fröhlich, und fast auch ein Sinnliches, zugleich aber liegt über dem Ganzen etwas Traumhaftes Beklommenes. Eine lebenstrunkene Begabung tritt ganz nahe an einen heran, fast zu nahe. Das Bild ist von der Hand Ihrer mütterlichen Großmutter, wahrscheinlich als sie eine junge Frau war. Es ist sehr viel Verwandtes in diesem Bild und in Ihren Sachen. Es sieht einen das gleiche Auge daraus an.

Solche Gedichte wie das »Bad« und der »neue Hausgenosse« – oder diese wie »Abbitte an mein Sopha« – das ist alles anziehend und merkwürdig. – Sie erwähnen verschiedene Einflüsse; die hätte ich wohl kaum bemerkt – eher hätte ich an Altenberg gedacht, dessen Sachen Sie aber vielleicht wieder kaum kennen – es kann ja ein solcher Einfluss einfach in der Atmosphäre liegen. Der Einfluss der heutigen Atmosphäre, dies scheint mir das stärkste darin – es gibt alles in einer halb bezaubernden halb unheimlichen Weise das Gefühl des Jetzt und Hier.

Ob man, weil man diese Gedichte gemacht hat, gerade notwendiger Weise ein Dichter ist, das wüsste ich nicht zu sagen. Vielleicht ist die

Legitimation des Dichters etwas Dunkleres Bemühteres, Unbegabteres – aber darin irre ich vielleicht auch wieder völlig.

Aber Sie wollen ja auch etwas Anderes von mir. Was soll man nun da tun? – Es ist in alle diese Verleger eine große Entmutigung und Verdrossenheit gefahren. Ich habe in den letzten 1 ½ Jahren so viel herumgeschrieben wegen Gedichten, Novellen u. ähnlichem von mehr u. minder begabten Menschen, immer erfolglos. – Liegt Ihnen wirklich viel daran dass diese Sachen gedruckt werden? Der, welcher diese Sachen geschrieben hat, kommt mir gar nicht so vor. – Aber ich will Sie nicht enttäuschen. Schreiben Sie mir aufrichtig darüber – dann versuche ich es – ohne sehr große Hoffnung – und schreibe an den Insel-Verlag⁶⁹ – oder ...?

Sie erwähnen Ihren Freund Doderer. Man hat mir schon von diesem jungen Dichter gesprochen. Könnte ich nicht durch Sie einmal etwas von ihm zum Lesen bekommen? Mir ist natürlich Alles von einem jüngeren Oesterreicher interessant.

Ich grüße Sie herzlich

Ihr Hofmannsthal

⁶⁹ Vgl. Hofmannsthals Brief vom 2. November 1926 an Katharina Kippenberg: »Es kommen mir genügend Gedichte unter, die weiter zu geben ich mich nicht veranlaßt fühle. Vor kurzem aber erhielt ich eine Reihe von Gedichten, verfaßt von einem jungen Kandidaten der Naturwissenschaften, aus einer mir bekannten Familie, in der schon viele begabte Menschen waren. Er heißt Karl v. M[.] Ich habe ihn ermächtigt die Gedichte unter Bezug auf mich an Sie zu schicken. Ich glaube es wird sie nicht verdrießen, sie anzusehen.« (BW Insel, Nr. 1119) Zur Publikation kam es nicht.